

# DIE WELTWOCHEN



## **Die Genialität der Ostschweiz**

Liebeserklärung an den heimlichen Champion.

*Von Konrad Hummler*

## **Projekt Angst**

Ist die Begrenzungsinitiative der Untergang der Schweiz? *Von Florian Schwab*

## **Boris bringt es nicht**

Ich habe mich im britischen Premierminister getäuscht.

*Von James Delingpole*

Wir können nur vermuten,  
was die beiden  
hier machen.



© UBS 2020. Alle Rechte vorbehalten.

Aber wir wissen, wie Sie Ihre Absatzkanäle steuern können,  
um eine gesunde Firmenbilanz sicherzustellen.

Experten für Experten:  
**UBS-Beratung für Unternehmer**

Jetzt zur Unternehmensfinanzierung beraten lassen:  
[ubs.com/unternehmer](https://ubs.com/unternehmer)



## Mass und Masslosigkeit

**W**ie viel ist genug? Vor dreizehn Jahren lebten eine Million Menschen weniger in der Schweiz. Der Kleinstaat hat seit der Einführung der Personenfreizügigkeit eine höhere Pro-Kopf-Zuwanderung als die Vereinigten Staaten oder Australien. Früher hatte die Schweiz deutlich weniger Einwohner als Österreich. Heute hat sie mehr. Trotz Shutdown und geschlossenen Grenzen nahm die Zuwanderung gegenüber dem Vorjahr zu.

Man kann es als grossartiges Kompliment betrachten. Glücklicherweise ist das Land, in dem alle wohnen wollen. Die Schweiz hat hohe Löhne, fantastische Betriebe, funktionierende Verwaltungen, schöne Landschaften, weniger korrupte Politiker, ausgebaute Sozialwerke. Der Wohlstand lockt an. Mittlerweile leben 8,5 Millionen Menschen im Kleinstaat mit den Bergen. Ein Viertel davon sind Ausländer. Die allermeisten sind friedlich und arbeiten hart. Die Schweiz ist ein Wunder der Integration. Wie kann sie es bleiben?

Migration ist eines der heikelsten politischen Themen, weil es an urtümliche Instinkte rührt. Der Mensch ist ein territoriales Tier. Er verteidigt sein Revier. Wer es bezweifelt, kann sich in überfüllten Zügen die Gesichter der Sitzenden anschauen, wenn ein Neuankömmling im Abteil den letzten freien Platz begehrt. Wären den Menschen Raum und Besiedelung egal, hätten sie weder Staaten gegründet noch Grenzen gezogen.

Tief drin ahnen, wissen es alle: Man kann einen Kleinstaat nicht mit beliebig vielen Menschen abfüllen. Auf dem Reissbrett ist eine Schweiz als Singapur voller Wolkenkratzer denkbar. In der Praxis aber sind die Menschen gegen den ungebremsten Zustrom von aussen. Eine Mehrheit der Bürger und Kantone stimmte vor sechs Jahren der verfeimten SVP-Masseneinwanderungsinitiative zu. Die unterlegenen Gegner waren so empört, dass sie sich einfach weigerten, das Volksbegehren umzusetzen.

Nun steht die Volksabstimmung über die Begrenzungsinitiative vor der Tür. Der Vorstoss verlangt die Aufhebung der EU-Personenfrei-

zügigkeit auf dem Verhandlungsweg. 500 Millionen EU-Bürger sollen ihren automatischen Rechtsanspruch auf Einwanderung verlieren. Die Schweiz soll an ihren Grenzen wieder selber bestimmen.

Die Forderungen sind so selbstverständlich, dass die Gegner der Begrenzung ganze Arsenale an Horrorvisionen aufbieten müssen, um die Leute gegen die Initiative aufzubringen. Ihr Hauptargument ist die Prognose, dass der Schweiz bei einer Annahme der Absturz in namenlose Armut droht. Der Vorteil solcher Zukunftsangstszszenarien liegt darin, dass sie so schauerlich wie unbeweisbar sind.

Dem vorhergesagten Untergang stehen die alltäglichen Erfahrungen vieler Schweizerinnen und Schweizer gegenüber. Sie erleben die überfüllten Strassen, die steigenden Mieten,

die betonierte Landschaft, die zunehmende Hässlichkeit der Städte, den Lohndruck und die Schulen, an denen immer weniger Kinder eine Landessprache sprechen. Sie möchten den Beteuerungen glauben, die Migrationswelle der letzten Jahre habe die Schweiz zu einem Paradies an Vielfalt und Wohlstand gemacht. Wenn nur die Wirklichkeit nicht wäre.

Die Schweiz ist ein Integrationswunder, weil sie Migration mit Mass ermöglicht hat. Nichts zu übertreiben, ist ein schweizerischer Wesenszug. Die EU-Personenfreizügigkeit brachte Masslosigkeit und Fremdbestimmung. Das Experiment hat sich nicht bewährt. Es ist Zeit, es zu beenden. Die kurzfristigen Schmerzen des Ausstiegs sind kleiner als die langfristigen Schäden eines unbegrenzten Wachstums der Bevölkerung.

## Friedensstifter Trump

**L**etzte Woche haben Israel und die Vereinigten Arabischen Emirate ein sensationell anmutendes Friedensabkommen unterzeichnet. Der Pakt soll die vollständige Normalisierung der diplomatischen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den einst verfeindeten Staaten bringen. Als Architekt hinter dem «Deal» wirkte am scheinbaren Tiefpunkt seiner Amtszeit ausgerechnet der vielkritisierte US-Präsident Donald Trump.

Das Abkommen ist auch deshalb interessant, weil es gegen alle Prognosen und Mahnungen der internationalen Expertengemeinde zustande kam. Trumps Nahost-Politik galt als selbstmörderischer Poker, denn laut Fachkreisen sind Friedensschlüsse unter Arabern und Israelis nur dann möglich, wenn Israel Land aufgibt, die Amerikaner neutral vermitteln und die Ansprüche der Palästinenser erfüllt werden.

Trump machte alles anders. Er stellte sich von Beginn an unverrückbar hinter seinen Allianzpartner Israel. Als er unter internationalem Protest die US-Botschaft nach Jerusalem verlegte,

sagten ihm die Experten Krieg voraus. Das Gegenteil geschah. Trump hatte recht. Loyalität zahlt sich aus.

Bemerkenswert ist, dass die Araber die territorialen Ansprüche Israels nicht in Frage stellen. Statt Land für Frieden heisst es heute: Frieden für Frieden. Das ist ein Gezeitenwechsel.

Die Palästinenser sind das vorläufige Opfer ihrer eigenen Friedensunfähigkeit geworden. Und ihrer Nähe zum Iran. Die Terror-Mullahs sind der gemeinsame Feind, gegen den Araber und Israelis nun zusammenspannen.

So gesehen, ist Trumps Erfolg auch das Resultat des Nahost-Fiaskos seines Vorgängers Obama. Der Friedensnobelpreisträger, der viel Unfrieden stiftete, ging zu Israel auf Distanz und setzte auf Annäherung zu Teheran. Indem Obama den Iran stärkte, schuf er unabsichtlich die Grundlage für das Abwehrbündnis zwischen Israel und den Arabischen Emiraten.

Trump wird den Nobelpreis nicht bekommen, aber andere haben ihn für weniger erhalten. R. K.

# Konrad Hummler, Karin Keller-Sutter, Marcel Tanner, Urs Altermatt, Daniel Humm, Tina Schmidt

In der Herzchirurgie des Zürcher Universitätsspitals sind die Probleme nach der Beurlaubung von Klinikdirektor Francesco Maisano nicht gelöst. Die Spitalführung hat dem interimistischen Chefchirurgen erlaubt, nebenbei auch weiterhin in einer Privatklinik zu operieren – und dies sogar am gleichen Tag. Nach Komplikationen mit Todesfolge stellt sich die Frage, warum Spitalratspräsident Martin Waser und CEO Gregor Zünd es zulassen, dass der neue Chef der Herzchirurgie noch vor Abschluss einer Operation schon die nächste in einer Konkurrenzkllinik in Angriff nehmen darf. *Seite 8*



*Genialität der Ostschweiz:* Ex-Bankier Hummler.

Angst ist, will man dem Volksmund glauben, ein schlechter Ratgeber. Und doch ist die Furchteinflössung ein immer wiederkehrendes Stilmittel in europapolitischen Debatten: Folgt man nicht den Argumenten Brüssels, dann hat man schlimme Folgen zu gewärtigen. Das Paradebeispiel für diese Art von Kampagne war die sogar halboffiziell als «Projekt Angst» bekannte Kampagne der britischen Regierung gegen den Brexit im Vorfeld der Volksabstimmung. An einem helvetischen «Projekt Angst» versuchen sich derzeit der Bundesrat und die Wirtschaftsverbände anlässlich der Begrenzungsinitiative. Der ganze Wohlstand der Schweiz stehe auf dem Spiel, sagt Justizministerin Karin Keller-Sutter (FDP). Doch wie viel Angst um die Beziehungen zu Brüssel

und um die bilateralen Verträge ist überhaupt gerechtfertigt? *Seite 26*

Täglich meldet der Bund die Zahlen zu den Corona-Ansteckungen, und sofort versuchen Vereinspräsidenten, Sportorganisatoren und Klubbetreiber abzuschätzen, ob diese Entwicklung ihre geplanten Vorhaben gefährden könnte. Das Virus regiert das öffentliche Leben. Die Politik schaut gebannt auf das Infektionsgeschehen und warnt zurzeit vor Verschärfungen. Aber gleichzeitig sterben immer weniger Leute. Wir haben mit dem Epidemiologen Marcel Tanner über die Frage gesprochen, wie das zusammenpasst. *Seite 36*

In Lower Manhattan, an der Avenue of the Americas, steht das Redaktionsgebäude des *Wall Street Journals*. Das Gebäude ist einer dieser grauen Wolkenkratzer New Yorks, wie es vor Ort Dutzende gibt. Unser Medienkolumnist Kurt W. Zimmermann hat, wenn er in New York ist, jeweils eher den Eindruck, vor einem Tempel zu stehen. Er beschreibt, wie das *Wall Street Journal* zur besten Zeitung der Welt geworden ist. Es ist es geworden, weil sein Besitzer, der Mediendinosaurier Rupert Murdoch, wieder einmal den richtigen Instinkt für den richtigen Journalismus hatte. *Seite 72*

Wir freuen uns, auch für diese Ausgabe namhafte Autorinnen und Autoren gewonnen zu haben. Der ehemalige Bankier und NZZ-Präsident Konrad Hummler aus St. Gallen hat die Titelgeschichte über die «Genialität der Ostschweiz» geschrieben (*S. 14*). Der emeritierte Freiburger Geschichtspräsident Urs Altermatt, wohl der tiefste Kenner des politischen Katholizismus in der Schweiz, zeigt in seinem Essay auf, was das Land der CVP zu verdanken hat (*S. 42*). Der Nachruf auf den grossen Schweizer Gastronomen Nik Gyax stammt von Daniel Humm, der als einer der besten Köche der Welt gilt (*S. 45*). Tina Schmidt, die einst das Erotik-Magazin «Lust und Laune» auf Tele Bärn moderierte, steuert ein «Plädoyer für die Enthaltbarkeit» bei (*S. 22*). Wir wünschen eine interessante Lektüre. *Ihre Weltwoche*

**IMPRESSUM**

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch. Internet: www.weltwoche.ch Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91. E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch. Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab. **Anzeigen-Innendienst:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. **Tarife und Buchungen:** weltwoche@gla-united.com

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

BEAUTIFUL FAST CARS

# JAGUAR I-PACE 100 % ELEKTRISCH



AB  
**535.-** CHF  
PRO MONAT

**0%**  
LEASING UND  
ANZAHLUNG

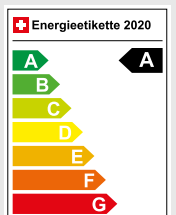


Nutzen Sie die einmalige Gelegenheit, mit Stil in die Welt der vollelektrischen Mobilität von Jaguar einzusteigen. Profitieren Sie jetzt von den unschlagbaren Leasingkonditionen auf den 400 PS-starken Jaguar I-PACE.

Nur bis 30. September 2020 und solange Vorrat,  
bei teilnehmenden Jaguar-Händlern.

[jaguar.ch](http://jaguar.ch)

0% Leasing gültig für ausgewählte sofort verfügbare Jaguar I-PACE Modelle bis Modelljahr 2020. Leasingbeispiel: I-PACE EV400 SE, Aut., 400 PS (294 kW), Gesamtverbrauch 24.8 kWh/100 km, CO<sub>2</sub>-Emissionen 0 g/km. Energieeffizienz-Kategorie: A. Bei einem Kaufpreis von CHF 101'440.-. Leasingrate CHF 535.-/Monat, effektiver Jahreszinssatz 0%, Laufzeit 36 Mte., 10'000 km/Jahr, keine Anzahlung erforderlich. Die Finanzierung läuft über die MultiLease AG und ist exkl. obligatorischer Vollkaskoversicherung. Das Angebot gilt bis 30. September 2020 oder solange Vorrat, bei teilnehmenden Jaguar-Händlern. Die Kreditvergabe ist unzulässig, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Änderungen jederzeit vorbehalten.





*Wirtschaftswunder Ostschweiz:* Seite 14



*Operation Angst:* Keller-Sutter. Seite 26



*Entlarvt:* Boris Johnson. Seite 24

## DIESE WOCHE

- 3 Leitartikel
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Missstände am Uni-Spital
- 9 Im Auge Reinhold Messner
- 10 Tagebuch Thomas Hürlimann
- 11 Bern Bundeshaus Widerstand gegen Beamtenbonus in Corona-Zeiten
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Die Genialität der Ostschweiz  
Konrad Hummlers heimlicher Champion
- 16 Personenkontrolle
- 18 Kamala Harris  
Ihre bemerkenswerte Familiengeschichte
- 19 Peter Bodenmann  
Die nächste Katharina die Grosse?
- 20 Sie nannten ihn Väterchen  
Aufstieg und Fall Lukaschenkos
- 21 Christoph Mörgeli  
Medien an der Staatsfütterkrippe
- 22 Andreas Spillmann Der scheidende Landesmuseums-Direktor
- 23 Alice Coffin  
Jeanne d'Arc im Krieg der Geschlechter
- 24 Boris Johnson bringt es nicht  
James Delingpole über seine Enttäuschung mit dem Premier
- 25 Katharina Fontana  
Sex, Recht und Zeitgeist
- 26 Reiterin der Apokalypse  
Bundesrätin im Kampfmodus
- 28 Die neue Roma-Hochburg heisst Basel  
Peter Rothenbühlers Rat aus Lausanne
- 29 Körzis Hollywood
- 30 Plädoyer für die Enthaltbarkeit  
Essay von Tina Schmidt
- 31 Kurt W. Zimmermann  
Bundesamt für Fake News

- 32 Klimawandel in Nahost  
Erstaunliche Verschiebungen
- 33 Yossi Cohen Israels Meisterspion
- 34 Xenia Tchoumi Die Ökonomin über Erfolg in den sozialen Medien
- 35 Misstöne im All  
Nasa als Sprachpolizei
- 35 Thiel Kreislaufwirtschaft
- 36 Wo sind die Toten?  
Wirrungen der Corona-Politik
- 37 Henryk M. Broder  
Ich und die Maske
- 38 Bildung Die Angst der Akademiker vor dem sozialen Abstieg
- 41 Charles Bukowski  
Die Legende vom heiligen Trinker
- 42 Was die Schweiz der CVP verdankt  
Essay von Urs Altermatt
- 43 Inside Washington
- 44 Leserbriefe
- 45 Nachrufe  
Nik Gygax; Sumner Redstone
- 46 Beat Gygi Zuwanderung, KMU, Prostitution

## LEADER

- 47 Peter Thiel Gespräch mit dem intellektuellen Unternehmer (Teil 2)

## LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche Ernst Ludwig Kirchner, Schlittschuhläufer
- 52 Ewige Jugend Alexa Hennig von Lange historischer Poproman
- 54 Bücher Leutenegger, Taylor, Filipenko, Bostrom

- 57 Schweizer Klassiker  
«Trotzli, der Lausub»
- 57 Bibel Pontius Pilatus
- 58 Schnappschüsse für die Ewigkeit  
Grosse Ausstellung in Basel
- 60 Serien Alice im Plunderland
- 61 Kino Mestari Cheng
- 61 Knorrs Liste
- 61 Pop No Pressure
- 62 Klassik  
Pffiffige Unruhestifter
- 63 Podcast Ein Fall für zwei
- 63 Jazz Im Nirgendwo

## LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt
- 64 Unten durch
- 65 Fast verliebt
- 66 Sehnsuchtsorte Mikronesien
- 67 Lebensläufe  
Sokol Maliqi, Trainer des FC Kosova
- 68 Essen
- 68 Wein
- 69 Auto
- 69 Objekt der Woche
- 70 Zeitzeichen  
David Schärer über das SVP-Plakat
- 70 Fragen Sie Dr. M
- 71 Mittagessen mit...  
Claudia Tresch, Immobilien-Managerin
- 72 Kronjuwel der Presse  
Rupert Murdochs *Wall Street Journal*
- 74 Tamaras Welt



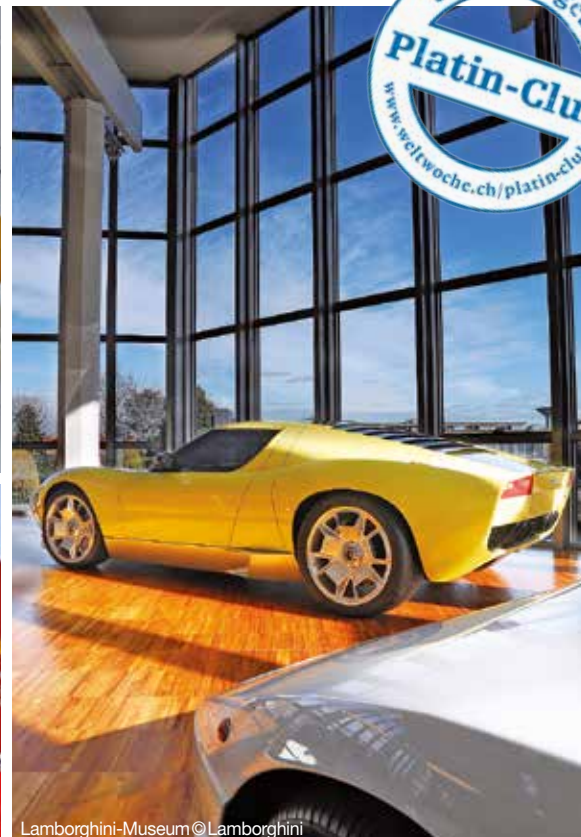
Ferrari-Museum © Ferrari



Ducati-Museum © Dino Eisele



Ferrari-Museum Paddock © Museo Ferrari



Lamborghini-Museum © Lamborghini



## VIP-Spezialreise «Motor Mania e Dolce Vita» Diamanten auf Rädern erleben

Allein die Namen lassen aufhorchen: Lamborghini, Maserati, Ducati, Ferrari und Pagani. Die Herzen der Fans von edlen und schnellen Motorfahrzeugen werden auf dieser fünftägigen Reise höherschlagen! Erleben Sie unvergessliche Anblicke, exklusive Führungen durch Produktionswerke und Museen und so manchen kulinarischen Hochgenuss.

Start frei! Sie wohnen in einem 4-Sterne-Hotel im Herzen von Bologna. Im Stadtteil Borgo besuchen Sie am zweiten Tag das Werk des leidenschaftlichen Motorradherstellers Ducati. Unterhaltsam wird Ihnen die spannende Geschichte des Unternehmens präsentiert. Nächster Stopp: Lamborghini. Der Neffe des Firmengründers, Fabio Lamborghini, beehrt Sie in seiner Stamm-Trattoria beim Mittagimbiss. Diese Begegnung steigert die Vorfreude auf den Rundgang durchs Werkmuseum. Und es öffnen sich für Sie auch die Türen zum Ferruccio-Lamborghini-Privatmuseum. Technik und Emotion werden spürbar.

Am dritten Tag lockt das Maserati-Museum auf dem Landgut der Familie Panini. Berausende Impressionen! Nachdem Sie mittags typischen Parmigiano genossen haben, widmen Sie sich dem wohl exklusivsten Automobilhersteller der Welt: Pagani. Im legendären Unternehmen wird

Automobilbau zur Kunst. Zum Tagesabschluss werden Sie auf einem Weingut zur Degustation und zum Abendessen erwartet.

Bella Bologna erleben Sie am Vormittag des vierten Reisetages auf dem Rundgang durch die historische Altstadt. Am Nachmittag sehen Sie Rot: Die Scuderia Ferrari in Maranello steht auf dem Programm! Eine Tour durch die Auto-schmiede gibt erste Eindrücke, es folgt eine Zeitreise durch die Ferrari-Geschichte im Museum. Wer das Erlebnis noch steigern möchte, hat Gelegenheit zur Probefahrt im Ferrari F430 auf den Strassen rund um Maranello.

Zum Finale speisen Sie im Stammlokal der Formel-1-Piloten: totaler Genuss im Ristorante «Montana» in Fiorano Modenese. Sie sind am Ziel Ihrer Träume!

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter [www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club).

### Platin-Club-Spezialangebot

**VIP-Spezialreise «Motor Mania e Dolce Vita»**  
2. bis 6. September 2020  
7. bis 11. Oktober 2020

#### Leistungen:

- Swiss-Flüge Zürich-Venedig-Zürich
- 4 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel
- 1 Abendessen mit Aperitif
- 1 Mittagimbiss mit Fabio Lamborghini
- 1 Parmigiano-Verkostung
- 1 Weindegustation mit Spezialitäten
- 1 Abendessen im Restaurant «Montana»
- Ausflug Ducati-Werk und Lamborghini-Museum
- Ausflug Maserati-Museum und Pagani-Werk
- Ausflug Altstadt Bologna
- Ausflug Ferrari-Werk und Museum
- Qualifizierte Reiseleitung

#### Preis:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1795.-  
Für Nichtabonnenten: Fr. 2095.-  
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 280.-  
Ferrari-Probefahrt: Fr. 125.-

#### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an [info@mondial-tours.ch](mailto:info@mondial-tours.ch)

#### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, Locarno

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

# Herzchirurg ausser Haus

Das Zürcher Uni-Spital hat ein Führungsproblem. Der interimistische Direktor der Herzchirurgie operiert auch in einer Privatklinik. In einem Fall kam es zu tödlichen Komplikationen.

Christoph Mörgeli

Am 22. Juli operierte Paul Vogt in einem mehrstündigen Eingriff einen Patienten am Universitätsspital Zürich (USZ). Der Chef verliess nach Rücksprache mit seinem Team den Operationssaal am frühen Nachmittag, um in der fast vier Kilometer entfernten Privatklinik Im Park eine weitere Operation vorzunehmen. Am Uni-Spital kam es indessen zu Komplikationen. Über die genauen Vorgänge gibt es widersprüchliche Aussagen. Quellen aus dem Herzzentrum berichten, man habe den Chefarzt trotz intensiver Bemühungen während dessen Eingriff in der Klinik Im Park nicht erreichen können. Vogt widerspricht: «Nein, ich wurde nicht zurückgerufen. Ich ging ohne Aufforderung zurück ins USZ.» Er sei rund um die Uhr erreichbar. Die Nachfrage, ob er angesichts seiner Operationen in einer anderen Klinik auch rund um die Uhr verfügbar sei, beantwortet er nicht.

Jedenfalls hat der USZ-Herzchirurg seinen Patienten verlassen, als dieser mit offenem Brustkorb im Operationssaal lag. Nach seiner Rückkehr traf Vogt den Kranken noch immer dort an und versuchte, ihn später auch auf der Intensivstation mitzubetreuen. «Aber ich konnte ihn schlicht nicht retten», versichert er. Der betagte Patient verstarb in den frühen Morgenstunden des folgenden Tages.

Ob eine permanente Anwesenheit von Vogt zu einem anderen Resultat geführt hätte, ist unerheblich. Die Frage ist, warum das USZ erlaubt, sich vor Abschluss einer solchen Operation einem anderen Patienten anzunehmen – und dies erst noch in einer anderen Klinik.

## Paralleleingriff in Privatklinik

Der vorläufig als Direktor der Herzchirurgie am Zürcher Universitätsspital eingesetzte Paul Vogt darf weiterhin Privatpatienten an der Klinik Im Park operieren, wo er bis im Juni tätig war. Durch das parallele Operieren in einer anderen Klinik nimmt man eine Gefährdung der Patientensicherheit in Kauf, und zwar in Bezug auf beide Operationen. Die USZ-Medienstelle lässt über Vogts Nebentätigkeit ausrichten: «Er führt heute noch zirka eine Operation pro Woche in der Klinik Im Park durch.» Die Bewilligung

beinhaltet offensichtlich sogar, dass Vogt nach einander am gleichen Tag Operationen im USZ und in der Konkurrenzklinik der Hirsländengruppe durchführen darf. Er betont, er habe sich nicht um den Job am USZ beworben, sondern im Interesse der Patienten und des Universitätsspitals gehandelt. «Und ich habe innert 36 Stunden zugesagt, weil sie so gedrängt hatten.»

Der Fall steht exemplarisch für die gegenwärtigen Führungsprobleme des Universitätsspitals. Mit der überstürzten Anstellung hat die Spitalleitung unter Präsident Martin Waser und CEO Gregor Zünd bei der Berufung von Paul Vogt weder ein sorgfältiges Assessment vorgenommen noch Bedingungen stellen können, etwa dass der Direktor der Herzchirurgie nicht in anderen Kliniken privatärztlich operieren darf. Sie hat Vogt im Gegenteil offiziell bewilligt, weiterhin in einem konkurrierenden Spital einem operativen Zusatzwerb zu frönen.

Erfahrene Chefärzte von herzchirurgischen Kliniken können diese Genehmigung der Spitaldirektion nicht nachvollziehen. «Die Betreuung der im öffentlichen Fokus stehenden USZ-Herzchirurgie braucht jetzt den 150-prozentigen Einsatz ihres Leiters», meint ein Klinikchef. Das angeblich krisengeschüttelte Zürcher Herzzentrum brauche Chefs mit ungeteilter Aufmerksamkeit. Mit einem Mangel an geeigneten Herzchirurgen kann Vogts Nebentätigkeit

schwerlich begründet werden. Er selber hat dazu geäußert: «Es wird künftig weniger Herzchirurgen brauchen, und es gibt zurzeit schweizweit, gerade auch im Raum Zürich, viel zu viele.»

Die Weltwoche hat die Medienstelle des USZ mit konkreten Fragen konfrontiert, die nichtssagend oder gar nicht beantwortet wurden: etwa, wie das Universitätsspital in Zukunft sicherstellen wird, dass Professor Vogt die von ihm am USZ operierten Patienten beaufsichtigen kann, wenn er doch gleichentags an zwei Kliniken Operationen ausführt. Die fachliche Betreuung der Patienten – so das USZ – sei «konstant und auch in Notfallsituationen» abgedeckt. Paul Vogt und sein Stellvertreter seien «grundsätzlich rund um die Uhr» erreichbar.

## Spitalleitung schweigt

Der am 23. Juli verstorbene Patient wurde nicht obduziert, da die Vertraute des alleinstehenden Innerschweizers dies nicht verlangte. Doch drängen sich weitere Fragen auf: Wie wurden die Komplikationen und die Abwesenheit des Operateurs dokumentiert? Sind im Operationsbericht die Komplikationen und die Abwesenheit des Operateurs nach dem Eingriff festgehalten? Und wurde die Spitalleitung über den Vorfall informiert?

Zu alledem schweigt das USZ mit dem Verweis auf «Gründe des Persönlichkeits- und Datenschutzes». Im Fall des gegenwärtig «im Amt eingestellten» Klinikdirektors Francesco Maisano hatte die Spitalleitung keinerlei Bedenken, den anonymisierten Zwischenbericht des Anwaltsbüros Walder Wyss zu veröffentlichen, obwohl darin Einzelheiten von zahlreichen Fällen verhandelt werden.

Dem Spitalleitungsduo Waser/Zünd ist es misslungen, nach Maisanos Beurlaubung durch die Anstellung von Paul Vogt Ruhe ins Zürcher Herzzentrum zu bringen. «Ich bin nicht der Aufräumer. Ich versuche lediglich, die Klinik einigermaßen zusammenzuhalten», urteilt Paul Vogt. Kurz nach seinem interimistischen Amtsantritt sagte er in der NZZ noch selbstbewusst das Gegenteil: «Ich gehe von ein paar Monaten aus, in denen ich aufräumen kann.»





# Wie eine Katze

**A**ngst kann es nicht sein. Reinhold Messner ist alle vierzehn Achttausender der Bergwelt hochgeklettert, ohne Sauerstoffmaske und Leitseile. Er hat sich über die eisigen Tücken der Antarktis und Grönlands geschleppt und die Trockenhöhle der Wüste Gobi durchgemessen. Und doch, erklärte er vor laufender Kamera, habe er sich noch «nie mehr als bis zum Bauchnabel» ins Meer gewagt.

Während sich gerade die halbe Menschheit trotz Corona in die Buchten und Swimmingpools ergießt, hütet sich Messner, der 75 Jahre lang allen natürlichen und selbstgesuchten Gefahren widerstand, vor dem nassen Element wie eine Katze. «Es könnte tödlich werden für mich», meinte er mit einem Anflug von Koketterie, «denn ich kann nicht schwimmen.»

Er habe in seinem ganzen Leben nie Ferien am Meer verbracht, «weil ich riskiere, zu ertrinken», sagt der Bürger eines Landes mit 7600 Kilometer Küstenlinie. Die ganze Wahr-



Reinhold Messner, Nichtschwimmer.

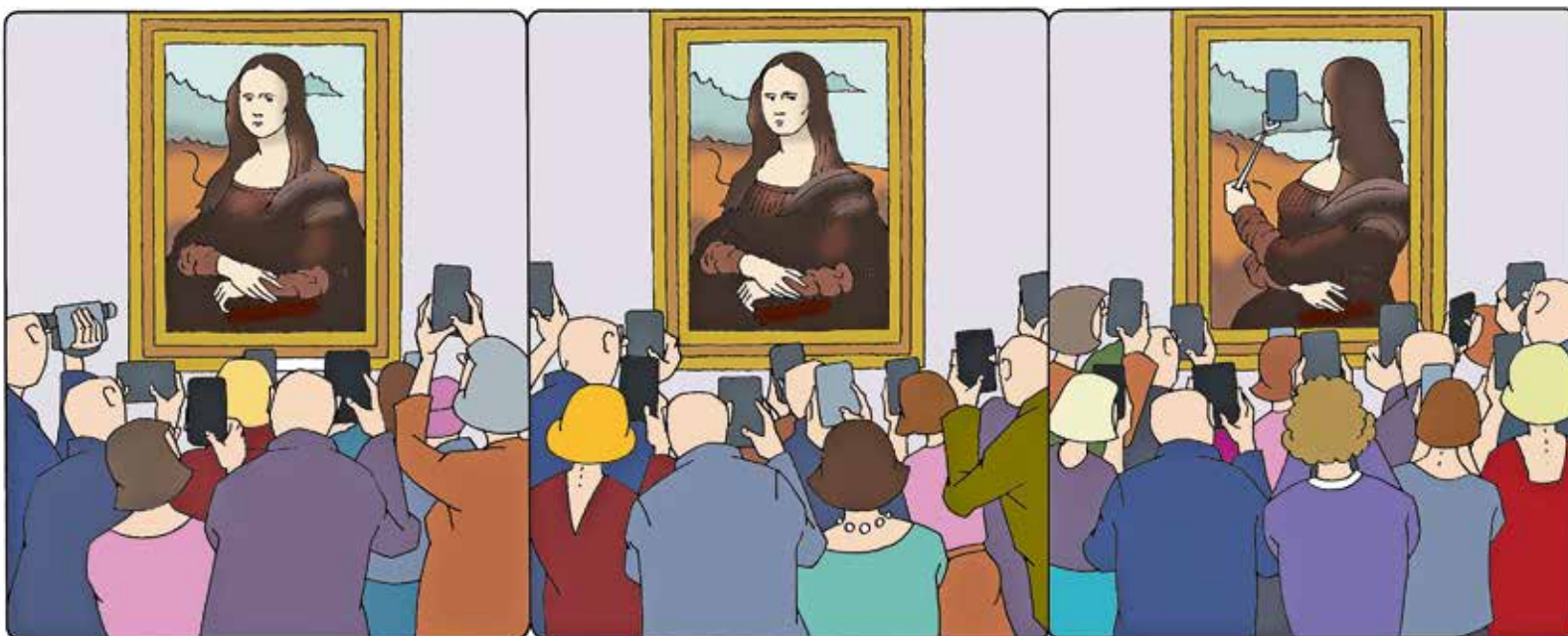
heit: Messner macht überhaupt nie Urlaub. Weil er riskieren würde, sich zu langweilen.

Er stürmte schon mit fünf los auf seinen ersten Dolomiten-Dreitausender, rasch löste er sich auch von seiner Bodenhaftung als Tech-

niker und Mathematiklehrer in der Talsohle von Brixen (Bressanone) im Südtirol. Der Nanga Parbat in Kaschmir wurde sein erster Achttausender und sein Schicksalsberg. Dort verlor er 1970 unter tragischen Umständen seinen Bruder Günther – das Trauma seines Lebens.

Die grossen Entdeckungen auf diesem Planeten sind ausgeschöpft, die unbekanntesten Zonen, die Messner erobert, findet er immer wieder in sich selber. Das Leben als abenteuerliche Sinnsuche und das schriftstellerische Talent, es zu erklären – das macht ihn einmalig und faszinierend unter den kurzatmigeren Naturrettern dieser Tage. Ausserdem wächst unterhalb seines historischen Schlosses Juval Messners fabelhafter Riesling, der durch das Tiefschürfen hilft (er selber bevorzugt Rotweine). Aber an seiner Wasserscheu änderte sich auch nichts, als ihm seine Tochter zum Geburtstag aufblasbare Baby-Schwimmflügelchen schenkte.

## BARTAK



# TAGEBUCH

Thomas Hürlimann



Mitte August vor 39 Jahren haben am Schauspielhaus Zürich die Proben zur Uraufführung meines ersten Stücks begonnen, «Grossvater und Halbbruder», Regie: Werner Düggelin. Als Regisseur war er auf Schauspieler angewiesen, die ihn mit der Fülle ihres Talents überfielen – denn er gab nicht, er nahm weg. Er reduzierte die Szenen auf klare Muster und die Figuren auf ein Innenleben, das nur in kurzen Momenten nach aussen drang. Er beschwor das Geheimnis, und er tat es mit der Leichtigkeit eines Zauberers, der er schon mit zwölf Jahren war. Damals hatte ihn sein Vater in die Klosterschule Engelberg eingeliefert. An einem sonnigen Herbsttag führte ein Pater seine Schüler zu einem Bergseelein hinauf und erzählte dort, wie Jesus über das Wasser gewandelt sei. Der kleine Werni flüsterte einem Kameraden ins Ohr: «Sag es bitte nicht weiter – ich kann das auch.»

Der Kamerad glaubte Werni, wen wundert's, wir alle haben es ihm geglaubt: Dügg konnte auf dem Wasser und auf Wolken wandeln. Als er an der Wiener Staatsoper inszenierte, verliebte er sich in eine Sängerin und verschwand mit ihr – mitten in den Proben – für einige Tage nach Altaussee. Bei der Direktion der Staatsoper hatte er hinterlassen, seine Mutter sei gestorben, er habe zu ihrem Begräbnis in die Schweiz reisen müssen. Was Dügg nicht wusste: Die Staatsoper bestellte beim Gärtner von Sieben umgehend einen Kranz. Dem Mann war klar, dass die alte Düggelin munter lebte – aber den lukrativen Auftrag wollte er dennoch ausführen. Damit die vermeintlich Tote nicht auf den Tod erschreckte, rief der Gärtner vorher an und teilte ihr mit, er werde

gleich einen Kranz der Staatsoper Wien vorbeibringen. «Nein, dieser Werni!», soll die Mutter gerufen haben, «was dem immer einfällt!» Dann ging sie zum Friseur, um in Würde ihren Kranz zu empfangen.

Jetzt ist er, der Maestro, an der Reihe, seine Kränze entgegenzunehmen.

Nach einer tropischen Nacht beschäftige ich mich in den kühleren Morgenstunden mit den neuen Texten zweier Freunde, beide Politiker aus dem Kanton Zug. Jo Lang, der ehemalige Nationalrat der Grünen, beschreibt in «Demokratie in der Schweiz», wie unsere Demokratie wurde, was sie ist. Staunend nahm ich zur Kenntnis, wie viel sich in unserem Land, das ja gemeinhin als ruhige Insel gilt, seit 1848 ereignet – und, vor allem, verändert hat. Jo Lang, der einst in Zug die Revolutionäre Marxistische Liga gründete, belegt diese Veränderungen nicht nur im Text, sondern auch mit seiner politischen Biografie.

Andreas Iten, ehemals Gemeindepräsident von Ägeri, Regierungsrat und Ständerat der FDP, ist Autor von Romanen und Sachbüchern und hat eben ein philosophisches Vermächtnis vorgelegt: «Terrasophie. Plädoyer für ein sinnliches Naturverständnis». Iten, ein Kenner der antiken Philosophie, sieht im Monotheismus eine Hinwendung zum reinen Geist, also eine Abkehr von Natur und Eros, und ruft die Götter der Mittelmeerantike zur Rückkehr auf. Der Leser folgt ihm gern. Ein Hain, in dem ein Faun haust, wird nicht zur Müllkippe. Eine von Nymphen bewachte Quelle spendet reines Wasser. Ich freue mich auf unser nächstes Gespräch, am liebsten am abendlichen Gestade des Zugersees. Die Walchwiler Restaurants «Lido» und «Sternen» werden den auf Genuss und Sinnlichkeit

erpichten Terrasophen mit Köstlichkeiten erfreuen, die, wie seit Urzeiten, aus götterbewachten Hainen und Seen kommen.

Das Dictum von Leibniz ist bekannt: Wir leben in der besten aller Welten. Aber warum, fragt der Philosoph, hat Gott nicht eine durch und durch gute Welt erschaffen? In seiner Allmacht hätte er das schon gekonnt, meint Leibniz, nur wäre eine Welt der «sündlosen Automaten» nicht das Paradies, sondern die Hölle. Dies kam mir in den Sinn, als ich nachts am Radio SRF die Nachrichten hörte. Leibniz hat völlig recht. Die Moralautomaten werden die bisher beste aller Welten in eine Schreckenswelt verwandeln.

Zum Schluss noch eine Dügg-Geschichte. Es war in Campione, ein Nachmittag im späten August. Der Lago di Lugano im Glast, leere Bars, dösende Kellner, erste Blätter fielen. Dügg und ich suchten aus Langeweile die Spielbank auf, wo uns zwischen zwei Reihen von einarmigen Banditen eine ältere Dame entgegentaumelte, im schwarzen Abendkleid. «Messieurs», stammelte sie, «bis auf diesen Chip habe ich alles verloren.» Dügg steckte den Chip der Dame in einen Automaten... und der begann derart heftig zu spucken, dass ein herbeieilender Croupier die Münzen mit einem Sektkübel einfangen musste. Dügg übergab den Kübel samt Gewinn mit einer lächelnden Verneigung der sprachlosen Dame. «Für andere», sagte er, «habe ich meistens Glück.»

Danke, Dügg. Und Adieu.

Thomas Hürlimann zählt zu den renommiertesten Schweizer Schriftstellern. Die Vernissage seines neuen Buchs, der Essay-Sammlung «Abendspaziergang mit dem Kater», findet am 19. September 2020 bei den Literaturtagen Eglisau statt.

# Beamtenbonus in Zeiten von Kurzarbeit

Sollen Bundesangestellte, die in der Krise viel zu tun hatten, eine Prämie erhalten? Das Thema sorgt für Unruhe in Verwaltung und Politik.

Das Bundesamt für Gesundheit (BAG) liess gegenüber der NZZ durchblicken, dass man sich Extraprämien an Mitarbeiter überlege wegen des während der Corona-Krise geleisteten Efforts. Das war wohl der falsche Zeitpunkt für solche Überlegungen. Noch-SVP-Präsident und Gesundheitspolitiker Albert Rösti findet, bei der Bewältigung der Corona-Krise seien zu viele Fehler passiert, als dass man jetzt über Corona-Prämien sprechen könne.

Grosse Augen machten auch Vertreter der Staatspolitischen Kommission des Nationalrates, die eigentliche Fachkommission, wenn es um das Bundespersonal geht. «Bei aller Anerkennung von Leistung, aber Corona hat alle gefordert, und viele gar den Job gekostet», sagte CVP-Nationalrätin Marianne Binder-Keller. Es sei schon etwas heikel, jetzt Boni auszustellen für Leute in der Verwaltung.

Das Thema ist schon länger am Köcheln. Es kam auch am 25. Mai zur Sprache, als auf dem Höhepunkt der Krise die Personalverbände mit Finanzminister Ueli Maurer Lohngespräche führten. Unzählige Mitarbeiter der Verwaltung hätten mit unermüdlichem Einsatz für die Bewältigung der Corona-Krise im Einsatz gestanden. Diese Mitarbeiter hätten Wertschätzung verdient, argumentierten die Personalvertreter. Das Treffen endete ohne konkreten Entscheid. Weitere Gespräche sollen im November stattfinden.

## 122 000 Franken Durchschnittslohn

Den grössten Druck für Sonderprämien macht Garanto, der Verband der Grenzwächter und des Zollpersonals. Dessen designierter Präsident ist, man höre und staune, der abtretende SP-Präsident Christian Levrat. Er wird sich in Zukunft für die Interessen der Grenzwächter einsetzen, obwohl er nie als Befürworter von Grenzkontrollen aufgefallen ist. Garanto verlangt, dass die vorhandenen Gelder für Leistungsprämien anders verteilt werden.

Auch die Organisation Transfair, die vom Solothurner CVP-Nationalrat Stefan Müller-Altermatt geleitet wird, fordert die Ausschüttung von Leistungsprämien ans Personal.



*Druck für Sonderprämien:*  
SP-Präsident Levrat.

Besonders Ämter wie die Eidgenössische Zollverwaltung, das BAG, das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) und die Armee, die in der Corona-Zeit besonders gefordert gewesen seien, sollten ein Zeichen der Anerkennung erhalten. Die Rede ist von Spontanprämien in Höhe von 500

## *Das Bundespersonal kam ohne Lohneinbussen und Job-Angst durch diese schwere Zeit.*

Franken oder einer Verteilung von Reka-Checks. Der Personalverband des Bundes (PVB) stellt selber keine konkreten Forderungen: «Wir vertreten aber die Haltung, dass die Mitarbeitenden Wertschätzung verdient haben», sagt PVB-Präsidentin und SP-Nationalrätin Barbara Gysi.

Dabei sind derartige Prämien an Bundesangestellte auch in normalen Zeiten eine umstrittene Sache, nicht zuletzt deshalb, weil der Durchschnittslohn der Bundesangestellten bei stolzen 122 000 Franken im Jahr liegt. Es gibt beim Bund zudem alle möglichen Zulagen, zum Beispiel Orts- oder Funktionszulagen. Bundes-

angestellte bekommen ein Halbtax gratis sowie 15 Prozent Ermässigung beim Generalabonnement. Grosszügige Rabatte gibt es auch für Kinderkrippen. Familienväter erhalten einen Vaterschaftsurlaub von zehn Tagen. Es gibt weiter einen Lohnautomatismus, der dazu führt, dass die Löhne jedes Jahr automatisch steigen – bis zum Erreichen des Maximallohns in der jeweiligen Lohnkategorie. Und am Ende des Jahres winken verdienten Mitarbeitern auch Extraprämien.

Für diese Boni reservieren die Bundesämter 0,5 Prozent der Lohnkredite. Gibt es jetzt auch noch einen Corona-Bonus, wie die NZZ insinuiert? Eine Blitzumfrage der *Weltwoche* bei BAG, Seco, Armee, Bundesamt für Justiz und Zollverwaltung zeigt, dass in diesem Jahr kein zusätzliches Geld bereitgestellt wird. Wenn es einen speziellen Zustupf gebe, dann im Rahmen der bisherigen Regelungen. Inwiefern der Einsatz einzelner Mitarbeiter bei der Bewältigung der Corona-Pandemie berücksichtigt wird, wollen die Ämter nicht verraten. Es gebe noch andere Bewertungskriterien.

## Weniger Arbeitszeit

Ob nun aber mehr oder weniger Geld für Leistungsprämien ausgeschüttet wird: Delikat ist das Thema so oder so. Viele Angestellte und Selbständigerwerbende haben wegen der Bundesmassnahmen gegen die Corona-Pandemie ihren Job verloren. Andere sind zur Kurzarbeit gezwungen und müssen Lohneinbussen hinnehmen.

Das Bundespersonal kam hingegen ohne Lohneinbussen und Job-Angst durch diese schwere Zeit. Viele waren unterbeschäftigt, die Überzeit bei der Bundesverwaltung ist laut Personalamt jedenfalls zurückgegangen. Deutlich mehr Überzeit geleistet als im Vorjahr haben bis Ende Juli die Mitarbeiter der Armeepothek, des BAG und des Bundesamts für Informatik und Telekommunikation. Für diese Überstunden werden die Mitarbeiter laut Personalamt jedoch grosszügig entschädigt.

Die Frage stellt sich: Warum braucht es da noch Leistungsprämien?

# Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.erlenkönig.ch](http://www.erlenkönig.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung  
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8413 **Neftenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis 1'568'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.chlimbergsteig.ch](http://www.chlimbergsteig.ch)



4 ½ Zi. Eck-EFH, 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'271'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.luckenholz.ch](http://www.luckenholz.ch)



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 1'411'000.-, Bezug ab Herbst 2021  
[www.nidolino-ottenbach.ch](http://www.nidolino-ottenbach.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8136 **Thalwil-Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



5 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab CHF 1'377'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.paradislig.ch](http://www.paradislig.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8103 **Unteringstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.sparrenberg.ch](http://www.sparrenberg.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ und 5 ½ Zi. DEFH  
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.chridlerpark.ch](http://www.chridlerpark.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 517'200.-, Bezug ab Herbst 2020  
[www.ammuelibach.ch](http://www.ammuelibach.ch)



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung  
8460 **Marthalen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.solevista.ch](http://www.solevista.ch)



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 1'101'000.-, Bezug ab Herbst 2021  
[www.leuberg.ch](http://www.leuberg.ch)



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?**  
Melden Sie sich bei unserem Chef [ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder per Telefon 052 235 80 00.



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)

Alle Objekte im Überblick:  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)

**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner**.



Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden  
Immobilienmessen teil:



**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
26. - 28. März 2021, Lake Side Zürich



**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
9. - 12. Sept. 2021, Messe Zürich, Halle 5

# BLICK IN DIE ZEIT



**M**assiv zu reden gegeben hat eine neue Panne im Bundesamt für Gesundheit (BAG). Die Behörde meldete letzte Woche, ein junger Mann sei an Covid-19 gestorben. Kurz darauf musste die Meldung korrigiert werden. Es war wie vor ein paar Monaten, als die Covid-Spezialisten des Bundes den sensationellen Tod einer Neunjährigen vermeldeten. Bald stellte sich heraus, dass es sich bei der Toten um eine Hundertneunjährige gehandelt hatte.

Fehler können passieren, man soll sich nicht moralisierend darüber aufhalten. In beiden Fällen aber ist das Muster interessant. Wenn angeblich Junge an Covid sterben, ist das bemerkenswert, denn die Krankheit trifft statistisch gesehen vor allem alte Menschen mit Vorerkrankungen. Tauchen plötzlich Fälle auf, die der Statistik so krass widersprechen, müssten die Behörden eigentlich besonders vorsichtig sein, ehe sie die Nachricht verbreiten. Das scheint hier zweimal nicht der Fall gewesen zu sein.

Im Gegenteil. Stefan Kuster, der neue Schweizer Corona-Beauftragte, präsentierte den angeblichen jungen Berner Covid-Toten öffentlichkeitswirksam den Medien, geizte nicht mit Details, schmückte die Sache aus, um all den Zweiflern, Verharmlosern und Covid-Leugnern da draussen endlich einmal so richtig die Knöpfe einzutun. Kurz darauf folgte das peinliche Dementi. Der Berner Patient war zwar jung, aber nicht tot.

Was genau sagt uns das? Es ist einfach: Die Behörden haben ein grosses Interesse, die Gefährlichkeit des Virus aufzublasen. Je bedrohlicher die Krankheit, desto gerechtfertigter erscheinen die politischen Massnahmen und Sondervollmachten. In

einer ihrer ersten Medienkonferenzen mahnte Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga, wir seien alle «gleichermassen» vom Virus «betroffen», was zwar nicht falsch, aber eben auch gewollt unpräzise war. Denn tatsächlich ist es so, dass Corona vor allem für bestimmte Risikogruppen eine Gefahr darstellt, nicht aber für alle. Doch auf diese Differenzierung wollte sich der Bundesrat nicht einlassen, weil er sonst seinen Lockdown für alle nicht hätte begründen können.

Hier liegt der Grund, warum die Behörden so sensationslüstern jeden angeblichen jungen Covid-Toten an die ganz grosse Glocke

*Man will auf keinen Fall hinein und unternimmt doch alles, um am Schluss in der EU zu landen.*

hängen, unterstützt von den Medien, die sich in Corona-Zeiten noch näher an den Staat geschmiegt haben. Mit jedem jungen Covid-Toten sichern sich die Behörden Aufmerksamkeit und Macht. Mit der geschürten Dramatik beweisen sie ihre Unentbehrlichkeit.

Macht und Aufmerksamkeit sind starke Drogen. So schnell kommt man davon nicht mehr los. Das beweist auch der etwas tragische Fall des inzwischen pensionierten Mr. Corona Daniel Koch, der es einfach nicht schafft, von der Bühne abzutreten. Fehler sind verzeihlich. Hinter Fake News aber steckt meistens ein politisches Motiv. Bei den jungen Corona-Toten ist es die mangelnde Bereitschaft der Behörden, ihre Corona-Vollmacht loszulassen.

An ihren Metaphern sollt ihr sie erkennen. Auf ihrer Schlagzeilentournee durch die Medien behauptet Bundesrätin Karin Keller-Sutter

(KKS), eine Annahme der Begrenzungsinitiative sei «schlimmer als der Brexit». Die Bildwahl lässt aufhorchen. Der Brexit wurde von den Briten demokratisch beschlossen und gewollt. «Schlimm» ist der Brexit somit nur für die unterlegene Minderheit und für die Europäische Union.

Eine Schweizer Bundesrätin, die den Brexit «schlimm» findet, argumentiert auf der Seite der EU. Oder sie sieht es wie jene Briten, die unbedingt in der EU bleiben wollen. Das ist merkwürdig, denn eigentlich beteuert KKS, sie sei gegen einen Schweizer EU-Beitritt. Wie aber kann sie als Nichtbeitretende einen EU-Austritt «schlimm» finden? Will sie rein, ohne es zuzugeben? Oder geht sie rein, ohne es zu merken?

Das Rätsel KKS ist typisch für die Irr- und Wirrungen der offiziellen Schweizer EU-Politik. Man will auf keinen Fall hinein, macht aber alles, um am Schluss in der Europäischen Union zu landen.

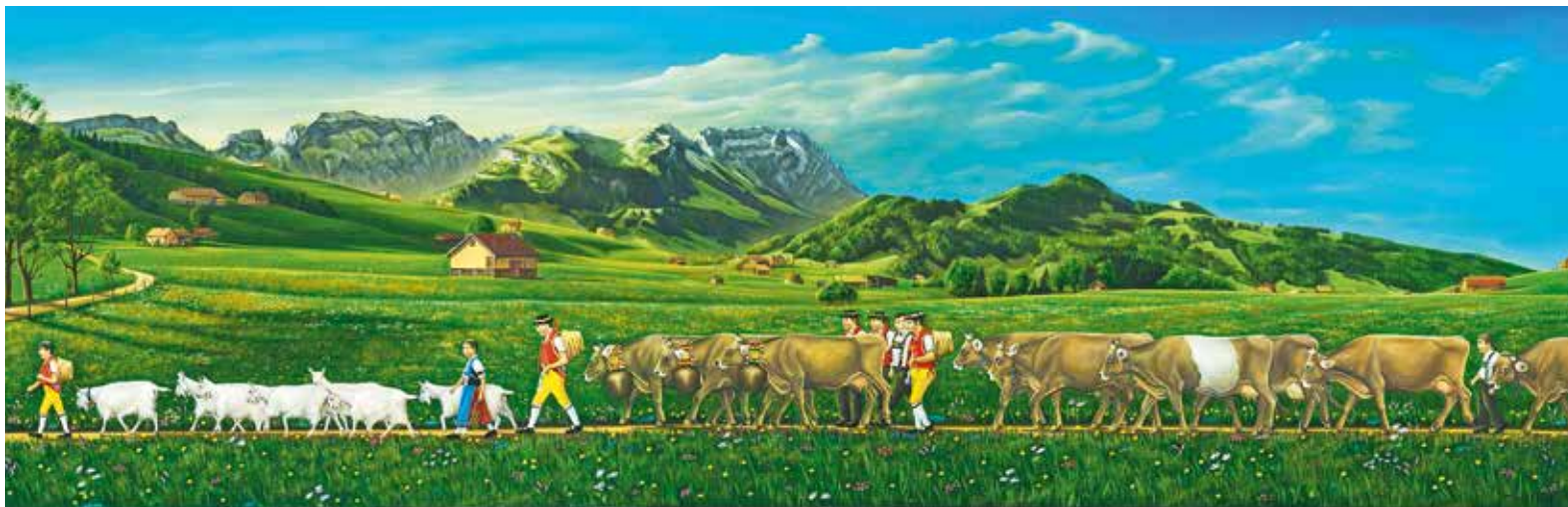
**I**n seinen vorzüglich geschriebenen Tagebüchern wehrt sich der Schauspieler Richard Burton (1925–1984), gestorben wie so viele in der Schweiz, gegen den landläufigen Irrtum, musische Fächer seien für Kinder die beste Lebensschule. Der Hollywoodstar, der auch ein herausragender Alkoholiker und Frauenheld war, hatte auf Reisen immer eine Tasche mit rund dreissig Büchern dabei, Literatur, Geschichte, Politik. Trotzdem war für ihn klar, dass Kinder vor allem Rechnen lernen sollten. Naturwissenschaft sei wichtiger als Kultur. Das Musische, so Burton, könne sich mit einer Büchertasche jeder selbst beibringen, nicht aber die Mathematik.

# Die Genialität der Ostschweiz

Östlich von Winterthur hört die Schweiz auf, so das Klischee.

Dabei ist die Ostschweiz ein heimlicher Champion, der sich international behaupten kann.

Konrad Hummler



*Sauberkeit, Ehrlichkeit, Pünktlichkeit.*

Es ist wohlfeil, die Ostschweiz als rückständig und strukturell schwach hinzustellen. Zunächst einmal trifft einiges schlicht nicht zu. Weder wächst die Wirtschaft der Kantone St. Gallen, Thurgau und beider Appenzell unterdurchschnittlich (in den Jahren 2009 bis 2017 waren es 14,5 Prozent gegenüber 13,5 Prozent in der übrigen Schweiz), noch stagniert die Bevölkerungszahl. Ob wirklich eine Abwanderung junger Erwachsener in Richtung Metropolitanraum Zürich–Basel–Bern stattfindet, wie immer wieder kolportiert wird, ist unsicher.

Aber es stimmt natürlich: Die Ostschweiz verschafft sich kaum beziehungsweise ohne viel Erfolg Gehör auf nationaler Ebene. Die entsandten Magistratspersonen wirken eher blass und darauf erpicht, es allen recht zu machen. Die West-Ost-Transversale der SBB endet in St. Gallen: Endstation, weiter geht's mit dem Regio-Express das Rheintal hinauf oder nach Romanshorn an den Bodensee. Zwei-, dreimal im Tag kann man zwar über Lindau nach München fahren, doch die Verbindung ist lausig und langsam. Autobahnanschlüsse nach Österreich und weiterführend nach Deutschland fehlen.

Das an sich reizvolle Schweizer Ufer des Bodensees ist von einer Eisenbahnlinie mit

vielen Güterzügen oft toxischen Inhalts entzweigeschnitten, es mangelt an anständigen Hotels und Restaurants an jenem See, der einst das Herz Mitteleuropas war. Es gibt zwar wie überall Tourismusorganisationen und -direktoren, von einem echten Tourismus im Stil von Luzern oder Interlaken kann aber nur geträumt werden. Der Gesamteindruck: Unterdurchschnittlichkeit.

## Historische Gründe

Kommt dazu, dass einige Anläufe zur Behebung der gefühlten ostschweizerischen Mediokrität in den vergangenen Jahren gescheitert sind. So musste unter dem Druck

*Das Ansehen der Berufslehre ist intakt und wurde nicht, wie etwa im Welschland, verwässert.*

einer Klage aus den USA die Bank Wegelin, Sprinterin unter den Schweizer Privatbanken, in einem Notverkauf veräussert werden und landete schliesslich im Hafen der Zürcher Vontobel-Bank. Infolge krasser Führungs- und Governance-Mängel wurde die Vision, mit der Raiffeisen-Gruppe eine dritte Kraft am Schwei-

zer Grossbankenhimmel zu etablieren, jäh gestoppt und beendet.

Der Umgang mit an sich ziemlich nebensächlichen Spesenfragen an der Universität St. Gallen entglitt ausgerechnet jenen Leuten, die finanzielle Führung lehren und dies an junge Leute weitergeben wollen. Im St. Galler Gesundheitswesen liess man eine SP-Regierungsrätin jahrelang mit unabsehbaren finanziellen Konsequenzen vor sich hin wursteln. Und so weiter. Der Begriff «Erfolg» scheint es in der Ostschweiz in der Tat schwer zu haben.

Das alles hat selbstverständlich seine historischen und strukturellen Gründe. Zunächst fehlt der Ostschweiz ein echtes Zentrum. Im ehemaligen Untertanenland Thurgau verhinderten die Herren aus der Eidgenossenschaft und der Bischof von Konstanz die Bildung einer echten, starken Stadt; wir haben es hier mit einem lieblichen, mit vielen Herrschaftssitzen durchsetzten Flächenstaat mit mehrheitlich zufriedenen Einwohnern zu tun.

Der Kanton St. Gallen ist ein künstliches Konstrukt aus der Zeit der Helvetik mit wenig Kohärenz. Man beschränkt sich im Wesentlichen auf das Abholen von finanziellen oder

realen Vorteilen wie Schulen und Spitälern in der «Pfalz» des Hauptorts St. Gallen.

Der St. Galler neigt deshalb zum Klagen und ist der Meinung, unfair behandelt zu werden. Die Textilkrise zu Beginn des 20. Jahrhunderts wirkt heute insofern noch nach, als sie die Bildung einer echten gesellschaftlich-kulturellen Elite verhinderte. Die Stadt St. Gallen hat wenig Leuchtkraft, Unesco-Welterbe und Universität (die keine ist) hin oder her. Die Appenzell Ausserrhoder haben infolge der liederlichen Preisgabe ihrer Landsgemeinde ihre Raison d'être weitgehend verloren und scheinen mehr und mehr aufzugehen in der grösseren Agglomeration St. Gallen. Einzig die Appenzell Innerrhoder vermochten aus ihrer Kleinheit und Tradition eine Strategie zu formulieren und diese mit Erfolg zu bewirtschaften. Die übrigen Ostschweizer blicken mit Neid auf sie.

### Tiefere Löhne – und tiefere Mieten

Der Ostschweiz gerecht werden allerdings solche und andere Feststellungen und Wertungen nicht wirklich. Sie blenden nämlich eine im schweizerischen Vergleich ziemlich einmalige Lebensqualität und Grundzufriedenheit der Bevölkerung aus. Gewiss, das Lohnniveau liegt niedriger als in Zürich und Basel – und Bern, wo es dank der Bundesverwaltung besonders hoch ist. Aber die Wohnungsmieten sind eben auch günstiger, und ein gutes Dreigangmenü ist bei uns für zwanzig Franken zu haben, während es in Zürich mindestens zweimal so teuer zu stehen kommt. In den meisten Agglomerationen ist man innert weniger Minuten im Grünen. Die Mehrzahl der Gemeinden sind noch vitale Wohn- und Arbeitsstätten. In den meisten Schulen herrschen schweizerische Umgangsformen vor. Das Ansehen der Berufslehre ist intakt und wurde nicht, wie etwa im Welschland, durch eine Pseudointellektualisierung der Jugendlichen mit Matura-Abschluss verwässert.

Der Ostschweizer, ob ursprünglich Schweizer, Italiener, Kroat oder Portugiese, ist in aller Regel arbeitsam, pünktlich und zuverlässig. Covid-19 grassierte hier bislang kaum bis gar nicht, was vielleicht auf einen gewissen Verzicht auf promiskuitive Praktiken im Stil der dichter besiedelten Gebiete des Landes zurückzuführen ist.

Für den Arbeitgeber ist die Ostschweiz deshalb interessant. Er wird mit viel weniger Problemen konfrontiert als an sogenannten attraktiveren Standorten. Vermutlich liegt darin der Grund für die nicht unerhebliche Konzentration der industriellen Tätigkeit auf die MEM-(Maschinen-, Elektro- und Metall-)Branche. Zur Bedienung der kapitalintensiven Anlagen braucht es verlässliche Fachkräfte. Sie sind in der Ostschweiz vorhanden, nicht zuletzt auch wegen der auf die spezifischen Unter-

nehmungen ausgerichteten Fachhochschulen in Buchs, Rapperswil und St. Gallen.

Aber auch der Dienstleistungssektor findet sehr vernünftige Verhältnisse vor. Die Anbindung an den Flughafen Zürich-Kloten ist sensationell, ebenso die Frequenz im Bahnverkehr zwischen St. Gallen, Zürich, Bern und Basel. Aus der Universität St. Gallen und den genannten Fachhochschulen quellen jährlich bestausgebildete junge Menschen. Mit den Softwarefirmen Abacus, Abraxas, Adcubum und Advertima hat sich in St. Gallen ein klei-

### Wer die Ostschweizer Wirtschaft ein wenig kennt, weiss um die vielen Global Player.

ner Informatik-Cluster gebildet. Das bedeutet eine willkommene Diversifizierung – weg von der MEM-Konzentration und ohnehin weg von der früheren Textillastigkeit, hin zu einer nachhaltigeren Wirtschaftsstruktur.

Gleichwohl stellt sich die Frage, was zu unternehmen ist, wenn man in der Ostschweiz wirklich erfolgreich sein will. Meine Antwort ist einfach und klar: Unter keinen Umständen das schweizerische Mittelmass als Benchmark wählen! Die Ausrichtung auf den grossen Rest der Schweiz bekommt dem Ostschweizer nicht gut. Denn er ist dort weder willkommen noch geliebt, höchstens geduldet. Die Schweiz nimmt die Ostschweiz achselzuckend in Kauf und suhlt sich in angeblich besseren und vor allem glamouröseren Verhältnissen. Nationale Institutionen wie das Bundesamt für Kultur, die SRG oder der Schweizerische Nationalfonds tun sich schwer mit der Ostschweiz; die implizite Benachteiligung aus Gründen angeblicher Provinzialität ist greifbar und demütigend.

### Likes und Views

Auf nationaler Ebene ist für die Ostschweiz also wenig zu holen; vielmehr empfehle ich das Überspringen dieses Levels und die Ausrichtung der Tätigkeiten auf die globale Ebene. Wer die Ostschweizer Wirtschaft ein wenig kennt, weiss um die vielen, zum Teil versteckten Global Player bei Unternehmungen jeglicher Grössenordnung. Bekannt sind natürlich Firmen wie der Technologiekonzern Bühler Uzwil oder Stadler Rail. Schon weniger bekannt ist die wichtige Rolle, welche die in Heerbrugg tätige Firma SFS bei der Ausrüstung von Mobiltelefonen spielt. In jedem Handy stecken bis zu dreissig Schrauben und Schraubchen aus dem Rheintal. Mikrospulen für Kleinstlautsprecher in Handys werden von der Firma KUK Electronic in Appenzell und Schanghai geliefert.

Aus der Glaswarenfabrik Schott in St. Gallen mit etwa 550 Mitarbeitern stammen die meisten Ampullen für den medizinischen Gebrauch

weltweit. Die Firma DGS Druckguss Systeme in St. Gallen-Winkeln beherrscht die Herstellung komplexer Strukturteile für den Automobilbau – es wird diese auch und gerade für das Elektromobil brauchen. Die Brauerei Locher in Appenzell ist in der Lage, ihren Gerstensaft nach Belgien zu exportieren, und Albert Kriemler von Akris überrascht die Welt jedes Jahr mehrfach mit modischen Einfällen. Die Liste jener Ostschweizer, die auf globaler Ebene mit Erfolg eine Rolle spielen, ist noch viel länger.

Selber erlebe ich im kulturellen Bereich, wie beflügelnd dieses *Produce locally – distribute globally* sein kann. Mit Chor und Orchester der J.-S.-Bach-Stiftung St. Gallen bespielen wir zur Aufführung und Aufzeichnung des gesamten Vokalwerks des Thomaskantors vorzugsweise Kirchen des Barockbaumeisters Grubenmann im Appenzeller Mittelland. Lichte, frohe Bauten! Die Videos dieser Live-Events stellen wir dann über die eigene Plattform Bachipedia und über alle denkbaren Kanäle wie Youtube, Facebook oder Spotify dem kulturell interessierten Publikum weltweit zur Verfügung. Die überwältigende Zahl von Likes und Views – in Millionenhöhe – bestätigt die Richtigkeit der gewählten Strategie.

Mit unseren Avancen gegenüber nationalen Instanzen wie dem Bundesamt für Kultur oder der Pro Helvetia hatten wir nämlich stets grosse Mühe. «Was kann denn schon Gutes aus der Ostschweiz kommen?» – diese unausgesprochene, aber im schweizerischen Kontext latent-unausweichliche Frage stellt sich auf globaler Meta-Ebene nicht, im Gegenteil. In der Welt kommt die Ostschweiz gut an: ihre Sauberkeit, Ehrlichkeit, Pünktlichkeit, Unübertriebenheit und versteckte Brillanz. Ex oriente lux.

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit [www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch) die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch)

**itjob** CH  
KARRIERE AUF SICHER

Sommaruga, Ogi, Leuthard, Deiss, Maurer, Merz, Keller-Sutter, Pardini, Heer, Chiesa, Gschwind, Daddario, Nalley, Easton, Lebedew, Johnson

**Simonetta Sommaruga**, Stubenhockerin, ist unglücklich. Wegen der Corona-Pandemie habe sie alle Auslandsreisen absagen müssen, klagte sie in einem Interview mit der *Schweizer Familie*. Dass die SP-Magistratin in Bern ausharren muss, könnte sich als Segen herausstellen. Bis in die 1990er Jahre war es ohnehin nicht vorgesehen, dass Bundespräsidenten ins Ausland reisen. Dann brach **Adolf Ogi** (SVP) die Regel. Seither hält das politische Bern die Luft an, wenn sich Bundespräsidenten im Ausland inszenieren. Sie machen dabei nämlich nicht immer *bella figura*. So trat zum Beispiel **Doris Leuthard** (CVP) während ihres Präsidentschaftsjahres 2010 ins Fettnäpfchen. In Indonesien pries sie das Land als Vorbild für die Schweiz im Umgang mit religiösen Gemeinschaften – trotz der dortigen Spannungen zwischen Muslimen und Christen und obwohl das EDA mit dem Land gar einen Menschenrechtsdialog pflegte. Auch **Joseph Deiss** (CVP), **Ueli Maurer** (SVP) und **Hans-Rudolf Merz** (FDP) sorgten mit einzelnen Auftritten im Ausland für Kopfschütteln zu Hause. (hmo)

**Karin Keller-Sutter**, Studiengegnerin, wurde von der *Basler Zeitung* mit der SVP-Rechnung konfrontiert, dass bei einem Ja zur Begrenzungsinitiative das Pro-Kopf-Einkommen steigen würde. «Eigentlich braucht es keine Studie», fand die Bundesrätin, die offenbar lieber hat, wenn man ihren Behauptungen glaubt, statt sie nachzurechnen. Der gegenüber der Personenfreizügigkeit kritischen Studie von Londoner Forschern hält sie entgegen: «Studien von Schweizer Ökonomen, die sich mit den Verhältnissen in unserem Land auskennen, beurteilen die Situation anders.» Keller-Sutter nennt «eine neue Studie des Basler Wirtschaftsinstituts BAK Economics». Nur sind drei Autoren dieser BAK-Studie keine «Schweizer Ökonomen», sondern sie stammen aus Deutschland. Sie sind also Profiteure der Personenfreizügigkeit – und als solche vielleicht ein klein wenig voreingenommen. (mö)

**Corrado Pardini**, Aussteiger, erfindet sich neu. Das langjährige politische Schwergewicht der Berner SP wurde bei den letzten Nationalrats-

wahlen trotz gutem Resultat nicht wiedergewählt. Eine Rückkehr in die Politik kommt für ihn nicht in Frage. Vor einiger Zeit wurde bekannt, dass er Verwaltungsrat bei der Schweizerischen Post wird. Jetzt hat er einen weiteren Teil seiner Vergangenheit hinter sich gelassen. Pardini hat seinen Job bei der Gewerkschaft Unia gekündigt und ist seit dem 1. August neu als Berater tätig. (hmo)

**Alfred Heer**, Selfie-Man, kann es nicht lassen. Ob auf dem Säntis, auf dem Kronberg, von der Ebnalp, vom Üetliberg, vom Piz Mundaun oder nach einer Velotour entlang dem Zürisee: Stets lässt der Nationalrat und Kandidat für das SVP-Präsidium die Facebook-Gemeinde mit einem Selfie an seinen diversen Exploits teilnehmen. Der Zürcher ist gewissermassen der «Selfie-Man» unter den Parlamentariern, denn keiner schiesst annähernd so viele Selbstporträts wie Heer. Warum tut er das? Ein angefragter Beobachter äussert einen vagen Verdacht. Seit der Tessiner **Marco Chiesa** zum designierten SVP-Präsidenten aufgerückt sei, interessierten sich die Fotografen halt weniger für Heer. Folglich müsse er selber für die Bilder sorgen. (hmo)

**Jean-Paul Gschwind**, Ablass-Spezialist, macht sich wegen der Corona-Pandemie grosse Sorgen. Die finanziellen, wirtschaftlichen und sozialen

Folgen würden verheerend sein, die Wirtschaftskrise von 1929 lasse grüssen. Glücklicherweise weiss der CVP-Nationalrat aus dem Jura, wie der Bund Abhilfe schaffen kann: mit einer allgemeinen Steueramnestie, die mit einer «nicht abschreckenden» Abgeltungssteuer kombiniert würde. Mit diesem «interessanten und effizienten» Instrument, das Gschwind in einer Motion vorschlägt, sollen Steuersünder angelockt werden und zusätzliche Gelder in die öffentlichen Kassen fliessen. Der Bundesrat will von Gschwinds Idee nichts wissen. Unterstützt wird der CVP-Mann dagegen von seinen Parteikollegen. Schliesslich weiss man bei den Katholiken, wie man mit Ablass zu Geld kommt. (fon)

**Alexandra Daddario**, Wasser-Aerobic-Göttin, hält sich vorbildlich ans Social Distancing und postet seit der Pandemie regelmässig Videos, wie sie mit ihren Freundinnen **Morgan Nalley** und **Kate Easton** der Langeweile den Kampf ansagt. Mal misten die drei den Kleiderschrank des Filmstars («Baywatch», «Why Women Kill») aus, mal halten sie sich körperlich fit im kristallinen glitzernden Pool. Immer im Fokus: Daddarios Social-Media-Fans bleiben ihr dennoch treu. Ob das alles nun feministisch oder antifeministisch gemeint ist, ob hinter dem um Aufmerksamkeit buhlenden Trommeln, das Daddario eigentlich nicht mehr nötig hätte, eine gesellschaftliche Botschaft versteckt liegt, bleibt offen. Vielleicht macht ihr die Pandemie auch einfach nur psychisch zu schaffen – wie wohl so vielen dieser Tage. (ab)

**Alexander Lebedew**, KGB-Legende und Russen-Oligarch, hat über James Bonds Geheimdienst triumphiert: Sein Sohn **Jewgenij** zog dank der Patronage von Briten-Premier **Boris Johnson** nun als Lord Lebedew ins Oberhaus ein. Vater und Sohn sind grosszügige Sponsoren der Konservativen und ihres Stars Johnson. Der Politiker ist regelmässig Gast auf Partys des früheren Spions und seines Sohnes auf deren Luxus-Residenzen in England und Italien. (ky)



„Bestimmt wieder so eine Bürofolje...“



# Jetzt neu:

- Neues Design
- Neue Autoren
- Mehr Literatur und Kunst\*
- Mehr Humor



\*Jede Woche 12 Seiten



## Schenken Sie Inspiration: 12 Ausgaben für Fr. 49.–

Gefällt Ihnen die neue *Weltwoche*? Wenn ja, sagen Sie es weiter. Noch besser: Schenken Sie einem Freund, einer Bekannten ein Kennenlern-Abo. Wenn Sie selbst Abonnent sind und mitmachen, verlängern wir Ihr eigenes *Weltwoche*-Abo kostenlos um einen Monat.

- Ja, ich möchte jemandem das Kennenlern-Abo mit 12 Ausgaben für Fr. 49.– schenken.  
Die Rechnung können Sie gerne mir senden.

Schenker/Rechnungsadresse:

Frau  Herr

Vorname/Name: \_\_\_\_\_

Strasse, Nr.: \_\_\_\_\_

PLZ/Ort: \_\_\_\_\_

E-Mail: \_\_\_\_\_

Beschenkter/Lieferadresse:

Frau  Herr

Vorname/Name: \_\_\_\_\_

Strasse, Nr.: \_\_\_\_\_

PLZ/Ort: \_\_\_\_\_

E-Mail: \_\_\_\_\_

Senden Sie den ausgefüllten Talon per Post an Weltwoche Verlags AG, Kundenservice, Postfach, 4601 Olten  
Oder bestellen Sie das Abo per Telefon 043 444 57 01 oder via E-Mail an kundenservice@weltwoche.ch.

# Ihr liebste Zielscheibe war Joe Biden

Kamala Harris könnte dereinst amerikanische Präsidentin werden, obwohl ihre Parteibasis ihr dieses Amt nicht anvertrauen wollte. Es wäre eine weitere Wende im Leben der Politikerin.

Urs Gehriger

Vizekandidaten sind nicht matchentscheidend und bleiben im Hintergrund, lautet ein ungeschriebenes Gesetz bei US-Präsidentenwahlen. 2020 könnte alles anders werden. Sollte der Demokrat Joe Biden, 77, ins Weisse Haus einziehen, ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass er nicht die ganze Amtszeit bestreiten wird. Im Januar sagte er an einem Wahlkampf-Event in Iowa, seine Nummer zwei müsse «in der Lage sein, Präsident zu werden, weil ich ein alter Mann bin». Auf Gelächter hin insistierte er. «Ich meine es ernst.»

Ein gutes halbes Jahr später ist klar, wie ernst die Lage ist. Der Polit-Dinosaurier stammelt vor der Kamera, vergisst Orte und Begriffe. Selbst Gottes Name entfällt ihm bisweilen; behelfsmässig nennt er ihn «the thing». Kein Wunder, fürchtet sich sein Team vor den TV-Debatten gegen Terminator Trump.

Nun soll ihm also Kamala Harris, 55, den fehlenden Schneid verpassen. Die kalifornische Kandidatin fürs Vizepräsidium wirkt neben Biden wie ein Vitamin-Cocktail – frisch im Ton, fesch im Auftritt, sprudelnd vor Eloquenz.

## Sklavenhalter als Vorfahre

Nach dem Tod von George Floyd und den folgenden Rassenunruhen, tatkräftig angefeuert von der marxistischen Bewegung «Black Lives Matter», hatte Biden erklärt, er wolle mit einer Frau dunkler Hautfarbe gegen Trump in den Kampf ziehen. Auf seiner Liste standen einige Afroamerikanerinnen. Biden jedoch hat sich für die Tochter einer Inderin und eines Jamaikaners entschieden.

Die Reaktion der Afroamerikaner folgte auf dem Fuss, wie eine Umfrage von Rasmussen Reports zeigt. Ein Drittel der schwarzen Wähler gab an, es sei nun «weniger wahrscheinlich», dass sie für Biden stimmen werden. Doch offenbar geht Biden fest davon aus, dass er die Stimmen der Afroamerikaner gepachtet hat. Und dass sich in Zeiten sozialer Unruhen Wähler durch die Themen «Rassismus» und «Sklaverei» rekrutieren lassen.

Auch in Kamala Harris' Familiengeschichte spielen diese Themen eine Rolle. Nicht ganz

so, wie man es vielleicht erwarten würde. Einer ihrer Vorfahren war ein Sklavenhalter. Es gibt sogar eine nach ihm benannte Stadt.

In einem Artikel im *Jamaica Global Online*, 2018, erinnerte Kamalas Vater, Donald J. Harris, ein emeritierter Wirtschaftsprofessor der Stanford University, an den Ahnen. «Meine Grossmutter väterlicherseits [...] war eine Nachfahrin von Hamilton Brown, der als



«Kamala Kameleon»: Senatorin Harris.

Plantagen- und Sklavenbesitzer und Gründer von Brown's Town aktenkundig ist.» Laut der Ahnen-Website Jamaican Family Search besass Hamilton Brown mehr als hundert Sklaven auf verschiedenen Plantagen.

Wie genau es zu der familiären Verknüpfung mit dem Sklavenhalter kam, ist unklar. Auch in Kamala Harris' Autobiografie ist darüber nichts zu erfahren. Überhaupt sollte man Menschen nicht nach ihren Ahnen beurteilen. In der Rassismus-Debatte ist den Demokraten allerdings kein Detail banal genug, um einen Denkmalsturz zu rechtfertigen oder Aufarbeitung einzufordern. Folglich ist interessant, dass über Harris' unrühmlichen Vorfahren Schweigen herrscht, zumal sich Harris als Vorkämpferin gegen Rassismus profiliert.

Ihre liebste Zielscheibe war Joe Biden. Vor Millionen TV-Zuschauern erinnerte sie daran, wie Biden als junger Senator «tiefe freundschaftliche Beziehungen», wie er es nann-

te, mit sechs hartgesottene Rassisten pflegte. Sie attackierte ihn, weil er sich 1975 gegen die Busverkehrspolitik aussprach, mit der die Rassentrennung in den Schulen beendet werden sollte. «Es gab ein kleines Mädchen in Kalifornien [...], und es wurde jeden Tag mit dem Bus zur Schule gefahren», schmetterte Harris dem blassen Biden ins Gesicht. «Dieses kleine Mädchen war ich.»

Jetzt ist sie auf dem Sprung, die mächtigste Frau der Welt zu werden, dank dem Pakt mit einem Mann, den sie als Rassistenfreund brandmarkte. Eine abrupte Kehrtwende, mögen manche denken, doch Politiker sind Opportunisten. Wer allerdings als Gralshüterin der Moral um Stimmen buhlt, wer die eigene Autobiografie «The Truths We Hold» (Die Wahrheiten, für die wir stehen) betitelt und im Vorwort deklariert: «Der Wert, den wir unseren Worten beimessen, ist zentral»: Bei so jemandem machen politische Spitzkehren suspekt.

## Law-and-Order-Staatsanwältin

Einst galt Harris als rigide Generalstaatsanwältin, die in Kalifornien 1500 Menschen wegen Marihuana-Missbrauch ins Gefängnis steckte. Seit sie 2016 in den Senat eingezogen ist, ist das Abstimmungsverhalten der Law-and-Order-Frau laut unabhängigen Beobachtern «eines der linksten». 2019 wurde sie gar als «linkste» Senatorin identifiziert, was die meisten Medien nicht daran hindert, Harris als «pragmatische Moderate» anzupreisen.

Das Beispiel zeigt: Harris versteht die Kunst der Metamorphose. Elastisch passt sie sich dem Zeitgeist an. Schliesslich wollte sie selber Präsidentin werden. Ein Traum, der früh platzte. Bei den Vorwahlen der Demokraten dümpelte sie im einstelligen Prozentbereich.

In einem verzweifelten Versuch, die erstarkten Sozialisten in der Partei für sich zu mobilisieren, ohne die Mitte zu sehr aufzuschrecken, hat Biden «Kamala Kameleon» angeboten – und schiebt sie in Lauerstellung für ein Amt, das ihr die eigene Parteibasis nie anvertrauen wollte.

# Die nächste Katharina die Grosse?

Putin lässt Tochter impfen. Söder vergeigt die Kanzlerschaft.



**P**utin ist ein KGB-Mann. Geheimdienstler sind vorsichtig oder tot. Deshalb lässt sich Putin nicht mit einer Dosis «Sputnik V» impfen. Sondern seine 33 Jahre alte Tochter. Wenn Katerina Tichonowa die Impfung gut übersteht, wenn «Sputnik V» ein Erfolg wird, ist klar, wer nach Putin die neue Präsidentin Russlands wird: seine Tochter, die neue Putina.

Markus Söder hatte einen verdammt guten Lauf. Er glaubte, alles im Griff zu haben. Jetzt sucht er verzweifelt nach positiv Getesteten. Nichts funktioniert im besten Bundesland Deutschlands. Das Virus hatte zuvor die Karriere von Armin Laschet zerstört. Und hat jetzt jene von Söder arg beschädigt.

In der Schweiz melden die Behörden einen Toten, der putzmunter weiterlebt. Lieber einen toten Berner weniger als einen zu viel.

Derweil ist weltweit ein brutales Corona-Wettrennen im Gang. Die Lonza in Visp steht gut da, weil sie vor mehr als drei Jahren mit dem Bau von riesigen Biotech-Pyramiden begonnen hat. Und sich mit der Firma Capsugel gleich auch einen Verpackungsriesen unter den Nagel riss.

Das Unternehmen Moderna hat mit der Lonza einen Zehn-Jahres-Vertrag unterzeichnet. Trump setzt, um seine Wiederwahl zu sichern, voll auf Moderna. Logo, denn sein Vertrauter Moncef Slaoui sass während zweier Jahre im Verwaltungsrat von Moderna und während eines Monats im Verwaltungsrat der Lonza.

Ist Filz ein gutes Tuch? Erfahrungsgemäss leider ja.

Gut unterwegs zu sein scheint auch das Unternehmen Molecular Partners aus Schlieren. Dieses Start-up will ein Medikament auf den Markt bringen, das man nicht nur therapeutisch, sondern auch prophylaktisch verwenden kann.

Der Bund steckt Moderna und Molecular Partners viel Geld in die Taschen. Weitere Unternehmen werden folgen. Die neuen Regeln:

**Corona 1:** Staaten bestimmen, welche Produkte sie möglichst schnell entwickelt haben wollen.

**Corona 2:** Staaten finanzieren die Forschung auch von Unternehmen, die sich gegenseitig

*Alle Potentaten lernen, dass Medikamente und Impfstoffe zu strategischen Waffen mutieren.*

Konkurrenz machen. Sie lassen sich dabei von Experten und, mit Ausnahme der Schweiz, auch von Geheimdiensten beraten.

**Corona 3:** Beim grossen Poker gilt: Das Land, das auf die Richtigen setzt, kommt zuerst an Spritzen und Pillen. Und dies erst noch vergünstigt.

**Corona 4:** Putin überspringt – medizinisch und ethisch unhaltbar – die Phase 3. Wenn der Putin-Impfstoff trotzdem oder deswegen das Rennen macht, löst dies weltweit einen neuen Sputnik-Schock aus. Wenn Trump gewinnt, gewinnt er die Wahlen. Und die Chinesen liegen auch nicht auf der faulen Haut. Real existierende Systemkonkurrenz vom Feinsten. Roche und Novartis gehören weltweit zu den führenden Pharmaunternehmen. Noch. Sie

stecken gleich viel Geld in die Werbung wie in die Forschung. Ihre Aktionäre schwimmen im Geld.

Der Bund liess die Impfstofffirma Berna Biotech wegen ein paar Millionen untergehen. Novartis verkaufte den Impfstoffbereich. Roche und Novartis haben es verpasst, sich Unternehmen wie Moderna oder Molecular Partners rechtzeitig zu schnappen. Und so zu den zentralen Playern im Corona-Wettrennen zu werden. Sie werden es noch bitter bereuen.

Warum? Weil alle Potentaten dieser Welt lernen, dass Medikamente und Impfstoffe zu den neuen strategischen Waffen mutieren. Das nächste Rennen: Die Welt braucht dringend neue Antibiotika. Die Pharmabranche – allen voran auch Roche und Novartis – lässt dieses brennende Problem seit Jahr und Tag links liegen. Sie fokussiert sich auf vorerst noch rentablere Bereiche. Putin und Trump – genauer ihre Geheimdienste – scharren in den Startlöchern. Man kann 5G-Netze von Huawei verbieten. Und Tiktok zur Aufgabe zwingen. Aber nicht neue Antibiotika.

Roche und Novartis müssten sich überlegen, wie sie sich in einer gänzlich neuen Pharmawelt aufstellen. Das sollte kein Problem sein, denn die höchstbezahlten Manager Europas arbeiten für Roche und Novartis. Nach dem Corona-Fehlstart dürfen sie sich kein zweites Eigengoal leisten.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

---

# Sie nannten ihn Väterchen

Seine Regentschaft droht in Gewalt und Chaos zu enden.

Warum standen viele Weissrussen so lange hinter Diktator Lukaschenko?

Wolfgang Koydl

Natürlich lässt er Wahlen fälschen, so selbstverständlich, wie der Papst Messen liest. Manchmal ist er sogar so stolz auf die Manipulation, dass er sie strahlend seinem Volk verkündet. Etwa 2006, als er sich zum dritten Mal zum Präsidenten von Weissrussland wählen liess. Laut offiziellem Wahlergebnis hatte Alexander Lukaschenko 83 Prozent der Stimmen erhalten. Doch in Wahrheit seien es über 90 Prozent gewesen, teilte er mit. Er habe das Resultat nach unten gedrückt, weil die höhere Zahl «nicht geglaubt» würde.

Inzwischen hat er sich zum sechsten Mal zur Wahl gestellt, wieder erhielt er 80 Prozent der Stimmen, aber diesmal glaubt ihm wirklich niemand mehr. Denn diesmal musste er die Zahl kräftig nach oben schieben, um auf seine Gewinnmarke zu kommen.

Inzwischen hat er sich zum sechsten Mal zur Wahl gestellt, wieder erhielt er 80 Prozent der Stimmen, aber diesmal glaubt ihm wirklich niemand mehr. Denn diesmal musste er die Zahl kräftig nach oben schieben, um auf seine Gewinnmarke zu kommen.

Wie viele Bürger tatsächlich für den 66-Jährigen stimmten, ist wohl das Geheimnis der staatlichen Wahlkommission. Doch daraus den Schluss zu ziehen, dass Lukaschenko abgewählt worden sei, wie es die Opposition behauptet, ist kühn. Sicher hat die Gegenkandidatin Swetlana Tichanowskaja mehr als die 10 Prozent Zustimmung erhalten, die ihr amtlich zugestanden worden sind. Aber ob sie mehr als die Hälfte der Wähler hinter sich scharen konnte, ist zumindest zweifelhaft.

Denn Lukaschenko geniesst auch nach 26 Jahren Herrschaft mit eiserner Faust Popularität und Sympathien in dem osteuropäischen Land mit seinen knapp zehn Millionen Einwohnern. Ähnlich wie in Polen, Ungarn oder Russland verläuft auch hier die Grenze zwischen Ablehnung und Zustimmung zwischen Regionen und Generationen: Die Älteren und die Landbewohner sind für den Staatschef, die jungen Städter eher gegen ihn. Das liegt nicht zuletzt daran, dass sich die Alten besser an den chaotischen Übergang vom Kommunismus in eine Art von Wildwest-



Mähen mit Depardieu: Autokrat Lukaschenko.

Kapitalismus nach dem Ende der Sowjetunion in den 1990er Jahren erinnern. Lukaschenkos – man könnte sagen – Geniestreich bestand darin, die UdSSR nicht abgeschafft, sondern in seinem Land in einer Art von Miniaturausgabe bewahrt zu haben.

## Ziehharmonika statt Smartphone

Schmerzhaft und oft verheerende Wirtschaftsreformen, die in den Nachbarstaaten Renten, Arbeitsplätze, ganze Existenzen vernichteten, blieben in Weissrussland aus. Bis heute erwirtschaften staatliche Unternehmen 80 Prozent des Bruttosozialprodukts. Da es keine nennenswerten Privatisierungen gab, entstand auch keine Klasse halbkrimineller Oligarchen, wie sie in Russland und in der Ukraine die Richtlinien der Politik bestimmen.

Den Weissrussen blieben dank Lukaschenko die Erniedrigungen erspart, die Russland unter seinem alkoholkranken Präsidenten Boris Jelzin erlitt. Vor allem aber entging Weissrussland dem Schicksal der Ukraine, wo ein Putsch gegen die gewählte Regierung russische Annexionen und einen bis heute anhaltenden Bürgerkrieg nach sich zog. Auch wirtschaftlich ging es Weissrussland gut. Massenarbeitslosigkeit

kannte man nicht, die Renten wurden und werden pünktlich gezahlt (ein wesentlicher Punkt in einer überalterten Gesellschaft), und der allgemeine Lebensstandard erhöhte sich beträchtlich. Nach einem Einbruch der Wirtschaft 2016 nahm diese seit 2017 wieder Fahrt auf – bis zum Ausbruch der Corona-Pandemie in diesem Jahr.

Entsprechend liebevoll nennt sein Volk Lukaschenko denn auch «Batka» – Väterchen («Mutti» lässt grüssen), passend zu dessen bodenständigem Auftreten. Er spielt Ziehharmonika und Eishockey und verzichtet auf Smartphones. Auch anderweitig wirkt sein Verhalten wie aus der Zeit gefallen. Etwa, wenn er Tichanowskaja ein «armes Ding» nennt, das als Frau vom Präsidentenamt erdrückt werden würde. Corona ignorierte er, bis er als Heilmittel die innerliche wie äusserliche Anwendung von Wodka sowie Traktorfahren empfahl. Dem Schauspieler Gérard Depardieu brachte er das Mähen mit einer Sense bei, und er dürfte der einzige Staatschef der Welt sein, von dem es ein Porträt gibt, das die Künstlerin mit ihren Brüsten gemalt hat.

Dabei wies anfangs nichts darauf hin, dass Lukaschenko besondere politische oder

wirtschaftliche Talente besass. Niemand hatte ihn auf dem Radar, als der Ex-Direktor einer Sowchase, eines staatlichen Agrarbetriebs, 1991 auf die politische Bühne trat – mit einem Bekenntnis zum Erhalt der Sowjetunion. Und niemand nahm den vierschrötigen Bauernfünfer ernst, als er Vorsitzender des Anti-Korruptions-Ausschusses des Parlaments wurde. Doch Lukaschenko nutzte dieses Amt, um das gesamte damalige politische Establishment hinwegzufegen: 1994 wurde er zum ersten Präsidenten der neuen Republik Belarus gewählt.

Für all die Stabilität, die Ordnung und den relativen Wohlstand, die der Präsident seitdem gewährleistet hat, mussten die Weissrussen allerdings einen hohen Preis bezahlen: Verzicht auf politische Freiheit und bürgerliche Rechte. Oppositionelle werden mundtot gemacht oder ins Exil getrieben, wenn sie nicht gleich auch schon mal spurlos verschwinden. «Für die Macht», so sagt Lukaschenkos Biograf Waleri Karbalewitsch, «tut er alles.» Auch Alexander Feduta, ein ehemaliger Mitarbeiter, bescheinigt ihm «Machtbesessenheit» und die Unfähigkeit, andere Meinungen zu ertragen.

Lukaschenko bewahrte die alte Sowjetunion nicht nur ökonomisch. Sein Sicherheitsdienst heisst nicht nur weiter KGB, sondern benimmt sich auch so brutal wie dessen unrühmlicher Sowjetvorgänger. Felix Derschinski, der auf dem Gebiet des heutigen Weissrussland geborene Begründer des sowjetischen Repressionsapparates, erfährt vom Regime in Minsk weiter grosse Ehren. Lukaschenko selbst enthüllte zwei neue Statuen für den Revolutionär. In Moskau hingegen war sein Denkmal eines der ersten, die 1991 vom Sockel geholt wurden.

Kein Text über Lukaschenko kommt ohne den Hinweis aus, dass er «Europas letzter Diktator» sei. Das ist einfallslos und repetitiv, aber dennoch nicht unrichtig. Weniger bekannt ist, dass der frühere deutsche Aussenminister Guido Westerwelle Urheber der Bemerkung war – und Lukaschenkos schlagfertige Erwiderung an den homosexuellen Berliner Politiker lautete: «Besser Diktator als schwul.» Bei anderen Gelegenheiten reichte er den unrühmlichen Titel weiter. Es gebe noch einen schlimmeren Diktator, meinte er mal mit grinsendem Seitenblick auf den russischen Präsidenten Wladimir Putin.



Die Bemerkung fiel in eine jener Phasen, in denen Lukaschenko heftig mit dem Westen flirtete, um die grosse Abhängigkeit seines Landes von Russland auszugleichen. Beide Länder sind durch einen Unionsvertrag, eine Freihandelszone, gegenseitige Freizügigkeit und ein Militärbündnis verbunden. Mehr als 40 Prozent der weissrussischen Exporte gehen nach Osten, knapp 90 Prozent der Energielieferungen kommen aus Russland.

### Puffer gegen die Nato

Der Westen ging immer wieder gerne auf die Minsker Avancen ein. US-Präsident Barack Obama empfing Lukaschenko mit vollen Ehren im Weissen Haus, erst letzten November stattete der Weissrusse Österreich einen Staatsbesuch ab. Und Deutschland bildete bis 2012 jene Sicherheitskräfte aus, die heute Demonstranten misshandeln. Das Interesse des Westens liegt auf der Hand: Es war stets sein offen deklariertes Ziel, nach der Ukraine auch Weissrussland aus dem russischen Orbit herauszuberechnen.

Angesichts der anhaltenden Proteste und wegen der schärferen westlichen Kritik rückt Lukaschenko zwangsläufig wieder näher an Russland heran. Für Moskau ist Weissrussland geostrategisch von lebenswichtiger Bedeutung – als vorgeschobenes Glacis, als Puffer gegen die unaufhörlich vorrückende westliche Militärallianz der Nato.

Weissrussland ist wichtig für Russland, aber nicht unbedingt dessen Präsident Alexander Lukaschenko. Sollte er zur Belastung, ja zur Gefahr für die Stabilität werden, wird Putin keine Sekunde zögern, ihn fallenzulassen. Eine unkontrollierte Entwicklung wie nach dem gewaltsamen Sturz des gewählten ukrainischen Präsidenten Wiktor Janukowitsch vor sechs Jahren in Kiew wird der Kreml in Weissrussland nach Kräften zu vermeiden suchen. Denn dies könnte abermals als Vorwand für eine direkte Intervention des Westens genommen werden.

Dass man in Moskau seitdem dazugelernt hat, zeigt das Beispiel Armenien, das ähnlich eng mit Russland verbunden ist und eine ähnlich wichtige geostrategische Bedeutung hat wie Weissrussland. Als Demonstranten vor zwei Jahren den Rücktritt des autoritär herrschenden Präsidenten Sersch Sargsjan forderten (so viel zu «Europas letztem Diktator»), rührte Putin keinen Finger für ihn. Stillschweigend unterstützte er den Kandidaten der Opposition. Das Resultat: Am engen Verhältnis der beiden Länder hat sich nichts geändert.

In Minsk hat Putin sogar den Vorteil, dass er bereits einen eigenen Mann als künftigen Präsidenten in Stellung gebracht hat: Wiktor Babariko, dessen Präsidentschaftskandidatur durch seine Verhaftung rüde ausgehebelt worden war. Bis zu seiner Festnahme leitete Babariko die Belgazprombank in Minsk – eine Tochter des allmächtigen russischen Gazprom-Konzerns.

## MÖRGELI

### Medien an der Staatsfutterkrippe

Die mediale Behandlung der Begrenzungsinitiative, über die wir am 27. September abstimmen, gibt uns einen zarten Vorgeschmack auf die Auswirkungen der vorgesehenen staatlichen Presseförderung. Der Chefredaktor der *Schweiz am Wochenende* sprach sich 2014 noch für die Masseneinwanderungsinitiative aus. Jetzt lädt er seine Leser zu einem «Bürgergespräch» ein. Nämlich mit Mitbürgerin Karin Keller-Sutter. Sechs von der Redaktion «repräsentativ» ausgewählte Personen erhalten die Chance, der repräsentativen Bundesrätin repräsentative Fragen über die Begrenzungsinitiative zu stellen. Um sich danach brav die Antworten dieser Märchenprinzessin anzuhören.

So viel Speichelleckerei der angeblichen vierten Gewalt gegenüber der Obrigkeit gab's noch nie. Der *Blick* berichtete am Tag nach der SVP-Medienkonferenz zur Begrenzungsinitiative ganz klein unten links: «SVP zieht mit Popo-Plakat in die Schlacht.» Mit Riesenbild und auf zwei Seiten darf – hübsch terminiert mit ihrer Medienstelle – Justizministerin Karin Keller-Sutter in der gleichen Ausgabe ein riesiges Interview zur Initiative abgeben. Und die Vorlage zur Wahl zwischen Wohlstand und Armut, zwischen nationaler Existenz und Untergang hochstemmen.

Nachdem die SVP die Journalisten zur Vorstellung einer unabhängigen Londoner Studie über die negativen wirtschaftlichen Auswirkungen der Personenfreizügigkeit für die Schweiz eingeladen hatte, dauerte es keine fünf Minuten – schon meldete sich Keller-Sutters Departement, ob die Studie erhältlich sei. Die willfähigen, bundesratshörigen Zeitungsschreiber hatten die Verwaltung zeitgenau informiert.

Der *Tages-Anzeiger* suchte verzweifelt eine Gegenstimme zum Gutachten der renommierten britischen Forschungsstelle. Und wurde fündig im Gewerkschaftsökonom Daniel Lampart, der die Studie als «Trash» bezeichnete. Lampart hatte 2012 eine Festanbindung des Frankenkurses zum Euro im Verhältnis 1 zu 1.40 gefordert. Diese Ungeheuerlichkeit hätte für die Schweiz nicht bloss Trash, sondern Crash bedeutet.

Christoph Mörgeli

# Scheu vor Requisiten ist ihm fremd

Dass der scheidende Landesmuseums-Direktor Andreas Spillmann vom Theater kam, war seiner Arbeit anzumerken. Er ist ein Anwalt des Publikums.

Erik Ebnetter

Er gibt sein Amt so überraschend ab, wie er es angetreten hat. Direktor Andreas Spillmann, 61, verlässt im Frühling 2021 das Landesmuseum, weil er «nochmals etwas ganz anderes machen, eine völlig neue Aufgabe übernehmen» wolle, wie er vergangene Woche mitteilte. Da folgt einer, so scheint's, ziemlich konsequent den Worten, wie sie aus der Antike überliefert sind: Nichts ist beständiger als der Wandel. Alles fliesst.

«Etwas ganz anderes machen»: Das tat Spillmann schon im August 2006, als er die Leitung des Nationalmuseums interimistisch übernahm. Studiert hatte er zunächst Schauspiel, dann Ökonomie. Eine Zeitlang führte er erfolgreich das Schauspielhaus Zürich, aber ein Museum hatte er nie geleitet. Auch mit Geschichte hatte er sich nie professionell beschäftigt. Nun war er plötzlich verantwortlich für das offiziöse Geschichtsbild der Schweiz, wie es im Landesmuseum mit seinen Dauer- und Sonderausstellungen vermittelt wird.

Die damalige Museumskommission war empört. Der Entscheid sei ohne ihre Zustimmung erfolgt, liess sie öffentlich mitteilen. Von «Intrige» war die Rede, von «Macht- und Ränkespielen». Spillmann blieb unbeeindruckt. Innert kurzer Zeit senkte er die Kosten und überarbeitete das Konzept des Erweiterungsbaus am Standort Zürich, lancierte neue Ausstellungen und schaffte es, ein grösseres Publikum anzusprechen. Nach neun Monaten wählte ihn der Bundesrat zum Direktor.

## 370 000 Besucher pro Jahr

Seit vierzehn Jahren führt Spillmann nun die Museumsgruppe, die heute als Schweizerisches Nationalmuseum auftritt. Diese Ära, das lässt sich schon Monate vor ihrem Ende sagen, zählt zu den erfolgreichsten in der über hundertjährigen Geschichte des Landesmuseums. Der Erweiterungsbau in Zürich fällt in diese Zeit, aber auch ein starkes Publikumswachstum, von 137 000 auf 370 000 Besucher pro Jahr.

Dass Spillmann vom Theater kommt, ist seiner Arbeit anzumerken. Die Scheu vor Requisiten, besser: Objekten, ist ihm fremd. Früh er-



Unverkrampter Zugang zur Geschichte: Ökonom Spillmann.

klärte er: «Wir müssen aufhören, so schüchtern über die eigene Sammlung zu sprechen. Die hat internationalen Referenzcharakter.» Gerade die vielgeschmähten Waffen verteidigte er: «Ich habe nichts gegen Hellebarden. Wenn ich sehe, wie fasziniert mein Sohn von alten Objekten ist, wird mir klar, dass sie etwas darüber erzählen, warum die Schweiz die alten Eidgenossen zum Mythos der Staatsgründung machte.»

Dieser unverkrampte Zugang zur Geschichte zeigte sich auch in den grossen Ausstellungen, allen voran in derjenigen über die Schlacht von Marignano. Sie jährte sich 2015 zum 500. Mal und ist geschichtspolitisch besonders umstritten: Wie hängt sie mit der heutigen Neutralität der Schweiz zusammen? An den Historischen Seminaren neigt man dazu, sie als relativ unbedeutend zu interpretieren. «Marignano. Lieber vergessen?» hiess eine Veranstaltung an der Universität Zürich.

Die Ausstellungsmacher des Landesmuseums gingen das Thema anders an. Sie

versuchten, die Schlacht und ihre Folgen aus der Zeit heraus verständlich zu machen. Auf Ideologiekritik, wie sie in der Historikerzunft verbreitet ist, verzichtete man. Das Urteil blieb den Besuchern überlassen, die in grosser Zahl ins Museum strömten. Spillmann konnte Ende 2015 zum wiederholten Mal ein Publikumswachstum verkünden.

## Diplomatisches Geschick

Bis heute weicht er politischen Debatten eher aus. Beobachter attestieren ihm dabei grosses diplomatisches Geschick. Das ist keine geringe Leistung, wenn man bedenkt, dass sein Vorgänger im Amt nach einem politisch vergifteten Führungsstreit zurücktreten musste. Gleichzeitig findet Spillmann klare Worte, wenn er sich in seiner Unabhängigkeit angegriffen fühlt.

Beispielhaft ist die Auseinandersetzung mit dem streitlustigen Zürcher Mittelalter-Professor Roger Sablonier von Dezember 2009. Es ging um die damals neue Dauerausstellung zur Schweizer Geschichte, die Sablonier in der NZZ als «gründlich missraten» verriss. Spillmann antwortete, Sablonier gehöre zu einer Historikergeneration, «die <recht hat> – und dies auch im moralischen Sinne. Um seinem hohen Anspruch genügen zu können, verkürzte er seine Wissenschaft aufs Negieren.»

Dass der Ökonom Spillmann den Fachmann Sablonier öffentlich abkanzelte, nahm ihm manch ein Historiker übel. Es verschaffte Spillmann aber auch Respekt. Spätestens jetzt war klar: Da ist einer, der sehr genaue Vorstellungen davon hat, wie das Landesmuseum künftig Geschichte vermitteln soll. In Spillmanns eigenen Worten: weg von «ermüdenden Belehrungen» und «modischer Dekonstruktion», wie er sie Sablonier vorwarf. «Unsere Aufgabe ist es zu erzählen, was war.»

Spillmann, so lässt sich heute bilanzieren, hielt Wort. Er, der Schauspieler, machte sich zum Anwalt des Publikums. Wahrscheinlich ist das seine grösste Leistung.

# Jeanne d'Arc im Krieg der Geschlechter

In Frankreich bläst die Grüne Alice Coffin zur Jagd auf Männer. Demnächst erscheint ihr neuester Essay mit Titel «Lesbische Genialität».

Jürg Altwegg

**A**uch einen Kübel Urin hat der tragische Held abbekommen. Kulturminister und Vizebürgermeister Christophe Girard ist aus dem Pariser Rathaus geflohen und hat sich in ein bretonisches Nest abgesetzt. In die Flucht geschlagen hat ihn eine männerfressende Furie: Alice Coffin, 42, Journalistin und seit Ende Juni Abgeordnete der Grünen im Pariser Rathaus. Sie hält Girard für einen Kinderschänder. Dieser bezeichnet sie als Lesbe, die auf seine Bisexualität eifersüchtig sei. Ihre Kampagne gegen ihn sei eine «grüne Hexenjagd».

Christophe Girard war in der Hauptstadt der Kultur für 5000 Angestellte zuständig und verfügte über ein Budget von 500 Millionen Euro. Zum Verhängnis wurde ihm seine Nähe zu Gabriel Matzneff, einem pädophilen Schriftsteller, der jahrzehntelang mit Stipendien gefördert und mit Preisen geehrt wurde. Der Skandal platzte im Januar: Eines seiner weiblichen Opfer veröffentlichte eine eigene Darstellung des sexuellen Missbrauchs. Matzneffs Bücher wurden aus dem Verkauf gezogen. Die Polizei leitete ein Verfahren wegen Vergewaltigung ein, in dessen Verlauf auch Girard angehört wurde. Matzneff flüchtete nach Italien, und in Paris begann der irreste Wahlkampf seiner Geschichte.

## Händeschütteln und Flugblattverteilen

Das Schicksal der Bürgermeisterin, der Sozialistin Anne Hidalgo, schien besiegelt. Auch in Paris waren die Sozialisten implodiert. Doch Macrons designierter Statthalter, Benjamin Griveaux, strauchelte über ein Penis-Selfie, das er einer Geliebten verschickt hatte. Und dann kam auch noch das Coronavirus. Macron hielt an den Kommunalwahlen fest und beschleunigte so die Ansteckung unter der Bevölkerung.

Beim Händeschütteln und Flugblattverteilen – ohne Masken – auf einem Pariser Markt waren sich Alice Coffin und Anne Hidalgo im Februar erstmals begegnet. Die grüne Novizin freute sich über das Angebot zur Zusammenarbeit. Doch schon damals verwies Coffin auf die Causa Girard. Hidalgo allerdings hielt trotzig an ihrem Stellvertreter Girard fest. Nach dem Triumph der rot-grünen Koalition von Anne Hidalgo im



«Ich glaube, was in den Zeitungen steht»: Abgeordnete Coffin.

Juni opferte zudem der männliche Parteichef von Les Verts in den Koalitionsverhandlungen das Anliegen der Feministinnen. Aus Protest organisierte Coffin mit einer weiteren Abgeordneten vor dem Rathaus eine Demonstration. «Willkommen im Pädophilen-Land» war auf den Banderolen zu lesen. Von seinem herrschaftlichen Büro im vierten Stock aus beobachtete der «Minister der Vergewaltigungskultur» das Geschehen. Hidalgo kündigte eine Klage an und forderte den umgehenden Ausschluss der Rebellinnen.

Alice Coffin stammt aus einer ziemlich heilen Familie. Der Vater arbeitete in der Luftfahrtindustrie, die Mutter war Schulleiterin: «Sie waren tolerant. Ich spielte Fussball und hatte kurze Haare.» Coffin studierte an der Sorbonne und gründete als Redaktorin von *20 minutes* eine Vereinigung der LGBT-Journalisten. «Seien Sie anspruchsvoll, werden Sie lesbisch», schrieb sie in einem Artikel für *National Geographic*. Im Fernsehen sagte sie: «Keinen Mann zu haben, erspart es mir, vergewaltigt, ermordet und verprügelt zu werden.» Dank eines Fulbright-Stipendiums verbrachte sie ein Jahr in den USA. Gegenwärtig hält sie Vorlesungen am Institut Catholique in Paris. Im Herbst erscheint ihr Essay «Lesbische Genialität».

Coffins grosser Auftritt kam nach der Demo. Als im Rathaus der Polizeipräfekt zum Lob auf den zurückgetretenen Girard ansetzte, erhob sie sich, ballte die Faust und schrie: «Schande, Schande, Schandel!» Es war die exakte Wiederholung des theatralischen Aufzugs der Schauspielerin Adèle Haenel bei der Verleihung eines César an den Regisseur Roman Polanski. Seither steht Coffin unter Polizeischutz.

«Ich glaube, was in den Zeitungen steht», rechtfertigt sie ihre Unerbittlichkeit. Im Februar hatte die *New York Times* das Pariser Beziehungsnetz von Matzneff nachgezeichnet. Bei Girard ging es um die finanzielle Unterstützung von Pierre Bergé und Yves Saint Laurent durch eine Stiftung, deren Geschäftsführer er war – und unterschwellig um den Vorwurf «homosexueller Seilschaften» mit pädophilem Einschlag. Inzwischen wurde bekannt, dass auf Girards Spesenabrechnungen regelmässig der Name Matzneff auftauchte.

## Leihmutterchaft für alle Geschlechter

Zu lachen gibt es wenig. Das Sommertheater steht im Zeichen der Avantgarde. Geprüft wird die Machtübernahme durch die Linken und Grünen. Die Grünen standen einst Matzneffs Forderungen – Abschaffung des Pädophilieverbots – nahe. Ihrer Partei hatte auch Christophe Girard angehört. Dieser Vergangenheit, die nicht aufgearbeitet ist, müssen sich die Grünen stellen. Gedrängt zu dieser Läuterung nach dem Vorbild der Tragödie werden sie von Alice Coffin.

Hidalgo will Jeanne d'Arc, als welche sich Coffin heute geriert, im Krieg der Geschlechter nicht mehr exkommunizieren. Im Corona-Drama verteidigte sie dank Coffin und den Grünen ihre Macht und mutierte zur Rivalin Macrons. Mit den Inhalten befasst sich derweil das französische Parlament: Es hat der Leihmutterchaft für alle Geschlechter den Weg geebnet und die Abtreibung aus «psychosozialer Not» bis ans Ende der Schwangerschaft abgesegnet. Alice Coffins Vater, der sechs Kinder zeugte, hat ein Twitter-Konto eröffnet, mit dem er ihren Kampf für die Fortpflanzung im Reagenzglas und gegen das Patriarchat unterstützt.

# Boris bringt es nicht

Ich habe mich in Boris Johnson getäuscht.

Er taugt nicht zum grössten konservativen Premierminister seit Churchill und Thatcher.

*James Delingpole*

**H**iermit möchte ich mich für den peinlichsten Artikel entschuldigen, den ich in mehr als dreissig Jahren meiner journalistischen Tätigkeit geschrieben habe. Vor Monaten habe ich an dieser Stelle Boris Johnson als potenziell grössten konservativen Premierminister seit Margaret Thatcher oder Winston Churchill bezeichnet. Davon kann nicht die Rede sein, wie ich inzwischen erkannt habe. Tatsächlich ist er im Begriff, als einer der unfähigsten in die Geschichte einzugehen.

Wie konnte mir dieses krasse Fehlurteil unterlaufen? Nun, ich war nicht der Einzige, der sich von ihm hat täuschen lassen. Viele feierten, wie ich, begeistert seinen Wahlsieg im Dezember 2019, der ihm eine klare parlamentarische Mehrheit verschaffte. Viele sahen, wie ich, in ihm den Parteichef, der am ehesten die von uns allen ersehnte strahlende Post-Brexit-Zukunft herbeiführen würde.

Doch davon sind wir weit entfernt. Die Wirtschaft ist eingebrochen (im letzten Quartal wurde ein Minus von 20,4 Prozent verzeichnet; so schlimm war es seit dem Jahrtausendwinter von 1708/1709 nicht mehr), die Arbeitslosigkeit ist katastrophal, Tausende Unternehmen stehen vor dem Aus, militante Linke randalieren, die illegale Einwanderung ist ausser Kontrolle, die Regierung gibt das Geld künftiger Generationen aus wie ein betrunkenen Matrose auf Landgang – eine Nation, die einst für ihren kämpferischen Geist berühmt war, ist eingeschüchtert durch die hysterische Propaganda und verängstigt durch die drakonischen Massnahmen. Statt die staatliche Willkür zu verlachen, ziehen die Briten es nun vor, ihre Nachbarn in der Manier von Stasispitzeln zu verpfeifen. Boris wurde nicht gewählt, damit er eine kommunistische Diktatur einführt, aber im Grunde haben wir es heute damit zu tun.

## Deckmantel des Corona-Notstands

Ich schreibe das alles höchst ungerne. Ich war ein Freund von Boris seit unserer Oxforder Studentzeit, und mir ist klar, dass alles ganz anders hätte kommen können. Unter den richtigen Bedingungen hätte Boris sich mit seinem Charme, Witz und Humor, seiner Eloquenz

und Geistesschärfe als brillanter Staatsmann erweisen können. Leider wurde er von Ereignissen überholt, die nicht nur seine Schattenseiten offenbarten, sondern auch dazu führten, dass all seine Qualitäten plötzlich hohl, nutzlos und ärgerlich wirkten.

Erst kam die Corona-Pandemie, in der sich der unbeschwerte, libertäre Boris (unter dem Einfluss seiner pessimistisch übervorsichtigen wissenschaftlichen Berater) in den autoritären Politiker verwandelte, der den langen Lockdown mitsamt den strengen Einschränkungen billigte, was die



*Plötzlich hohl:* Premier Johnson.

britische Wirtschaft lahmlegte. Dann kam seine eigene schwere Infektion, die ihm nicht nur seine Strahlkraft raubte, sondern auch die Regierungsführungs- und orientierungslos und zum Opfer jener dunklen Mächte in Whitehall machte, die den Brexit schon immer torpedieren wollten.

Unter dem Deckmantel des Corona-Notstands haben diese technokratischen, linken Befürworter eines autoritären Staates den grössten Teil ihrer Ziele verwirklichen können – die massive Ausweitung des Staates, die Zerschlagung der freien Märkte und des privaten Sektors, die Erhebung des darniederliegenden, sklerotischen sozialistischen Nationalen Gesundheitsdienstes in ein unantastbares Heiligtum, die faktische Abschaffung von Münzen und Banknoten, die Verwandlung der einst stolzen, freiheitsliebenden Briten in willfährige Zombies, die sklavisch jeden autoritären Unsinn befolgen, den Big Brother ihnen vorschreibt.

All das, könnte man einwenden, ist nicht allein Boris' Schuld. Seit Tony Blair Justiz und Verwaltung politisierte und damit Brunnenvergiftung betrieb, ist es selbst für einen engagierten konservativen Premierminister praktisch unmöglich, konservative Politik durchzusetzen. Auch die Medien, inzwischen fast ausnahmslos politisch hyperkorrekt, haben derart überängstlich auf die Pandemie reagiert, dass Boris wenig Zustimmung gefunden hätte, wenn er dem schwedischen Beispiel mit dessen moderaten Einschränkungen gefolgt wäre (obwohl sich immer stärker der Eindruck aufdrängt, dass es ein gutes Vorbild gewesen wäre).

## Ohne wahre Überzeugung

Gleichwohl haben Boris' persönliche Schwächen dazu beigetragen, dass eine schwierige Situation noch viel schlimmer wurde. Mit seiner ungezügelten Triebhaftigkeit steht er viel zu sehr unter dem Einfluss seiner Freundin Carrie Symonds, einer grünen Aktivistin: Einst ein Klimaskeptiker, tritt er nun enthusiastisch für alle möglichen unbezahlbaren Umweltmassnahmen ein – von null Emissionen bis zum Aus für Verbrennungsmotoren ab 2030. Weil er von allen geliebt werden will, ist er nicht imstande, sich ehrgeizigen Karrieristen entgegenzustellen.

Doch am schwersten wiegt, dass ihm jegliches ideologisches Rückgrat fehlt. Bevor Boris das Gesicht des Brexits wurde, schrieb er bekanntlich zwei Aufsätze – einen pro, einen kontra. Das war keine Übung in Ausgewogenheit oder argumentativer Präzision, sondern Zeichen eines Mannes ohne wahre Überzeugung. Nicht dass Boris sich kein prosperierendes, glückliches und freies Britannien wünscht – natürlich tut er das in seiner unbestimmten, verhaspelten, optimistischen Art. Es ist eher so, dass er nicht die leiseste Ahnung hat, wie es zu erreichen ist, und sich daher allzu leicht von Opportunisten, Schwindlern, Maulhelden und Intriganten ohne jede konservative Überzeugung leiten lässt, die dafür gesorgt haben, dass Grossbritannien auf einem beispiellosen Tiefpunkt angelangt ist.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.



# Sex, Recht und Zeitgeist

Alte Geschlechterrollen statt Selbstbestimmung: Im Sexualstrafrecht schlägt das Pendel zurück.



**E**rst Ja, dann ahh» – unter diesem Titel startete Amnesty International vor gut einem Jahr eine Petition, die für ein schärferes Sexualstrafrecht in der Schweiz wirbt. «Für Sex braucht es die Zustimmung von beiden! Das ist doch klar, oder?», fragt die Menschenrechtsorganisation in leicht angriffigem Ton, und man käme nicht auf die Idee, ihr zu widersprechen. Selbstverständlich müssen alle Beteiligten einverstanden sein, wenn sie sexuelle Dinge miteinander anstellen wollen. Dennoch ist die Sache nicht so einfach, wie sie tönt.

Das Ziel von «Erst Ja, dann ahh» ist es, jeden Sex, der ohne Einwilligung geschieht, unter Strafe zu stellen. Heute macht sich ein Mann strafbar, wenn er gegen den Willen der Frau handelt, künftig soll er sich vorher vergewissern, dass sie einverstanden ist. Das mag als Nuance erscheinen, ist es aber nicht, immerhin geht es um Delikte, auf die bis zu zehn Jahren Freiheitsstrafe stehen. Für Amnesty International und verbündete Kreise ist die Änderung notwendig, denn die Situation in der Schweiz sei schlimm: Sexuelle Gewalt gegen Frauen sei hierzulande weit verbreitet, führe aber kaum je zu Verurteilungen. Diese Aussage fusst auf einer Auftragsstudie, gemäss der jede fünfte Frau in der Schweiz schon einmal sexuelle Gewalt erlebt hat. Wie viele Männer ebenfalls schon leidige sexuelle Erfahrungen gemacht haben, erfährt man leider nicht.

Das Anliegen hat inzwischen kräftig Fahrt aufgenommen, mittlerweile steht eine ganze Phalanx an Nichtregierungsorganisationen und Politikerinnen dahinter und hat dafür gesorgt, dass das Sexualstrafrecht derzeit vom Bundes-

rat auf seine Frauenfreundlichkeit überprüft wird. Vorbild der «Erst Ja, dann ahh»-Unterstützer ist Schweden, das Mitte 2018 die Zustimmungslösung («consent law») eingeführt hat und wo Sex ohne verbale oder nonverbale Einwilligung seither als Vergewaltigung gilt. Die Schweden selber scheinen etwas überrascht zu sein, wie das neue Gesetz in der Praxis einschlägt: Die Zahl der Verurteilungen wegen Vergewaltigung hat 2019 gegenüber 2017 um 75 Prozent zugenommen, wie die schwedische

*Es versteht sich von selbst, dass Frauen selber bestimmen, mit wem sie sich sexuell einlassen.*

Behörde zur Verbrechensprävention kürzlich mitteilte. Das ist deutlich mehr, als man vor der Einführung angenommen hatte. Bei den Fällen, die neu zu Verurteilungen geführt haben, handle es sich hauptsächlich um Situationen, in denen eine Frau vom Geschlechtsverkehr überrascht worden sei oder das Ganze passiv über sich habe ergehen lassen, heisst es.

Nach Ansicht der schwedischen Kriminalisten hat das Zustimmungsgesetz die Erwartungen bisher im Grossen und Ganzen erfüllt. Gleichzeitig räumen sie ein, dass es in der Praxis für die Gerichte manchmal schwierig sei, zu beurteilen, ob der Beschuldigte tatsächlich verstanden habe, was die Frau gewollt beziehungsweise nicht gewollt habe – zumal, wenn sie gemischte Signale ausgesendet habe. Wünschenswert seien deshalb bessere, detailliertere Vorgaben, in welcher Form die Einwilligung zum Sex zu erfol-

gen habe. Braucht es einen Handgriff? Reicht ein Nicken? Oder soll man sich die Zustimmung nicht doch besser schriftlich geben lassen?

Der neue Wind, der nicht nur in Schweden, sondern auch in etlichen anderen europäischen Ländern im Sexualstrafrecht weht, steht im Zeichen der sexuellen Selbstbestimmung der Frau. Doch in Tat und Wahrheit hat er wenig damit zu tun, dafür umso mehr mit Paternalismus. Die Zustimmungslösung will die Gesellschaft und vorab die Männer zum Besseren erziehen: Sie sollen nicht nur die eigenen Bedürfnisse sehen, sondern mit den Frauen respektvoll und geduldig umgehen. Statt tumb zum Geschlechtsverkehr zu schreiten, sollen sie vorgängig die Befindlichkeit der Partnerin erkunden. Das ist sicher ein empfehlenswertes Vorgehen, will man zusammen eine harmonische Stunde erleben, doch braucht es dazu das Strafrecht?

Es versteht sich von selbst, dass Frauen selber bestimmen, mit wem und auf was sie sich sexuell einlassen. Doch es ist reichlich widersprüchlich, wenn man auf der einen Seite auf weibliche Autonomie pocht und auf der anderen Seite fordert, dass es alleine in der Verantwortung des Mannes liegt, die sexuelle Unversehrtheit der Frau zu garantieren. Die Zustimmungslösung nimmt es den Frauen letztlich ab, ihren (Un-)Willen klar auszudrücken und dem Mann Grenzen zu setzen. Man kann auch von veralteten Geschlechterbildern sprechen, die hier verfestigt werden: die passive, schutzbedürftige Frau und der ewig triebhafte Mann. Waren wir nicht schon mal weiter?

# Arien des Unheils

Bundesrätin Keller-Sutter zieht, von dunklen Visionen beseelt, gegen die Begrenzungsinitiative in den Kampf. Es ist die grösste Angstmacher-Operation der jüngeren Geschichte.

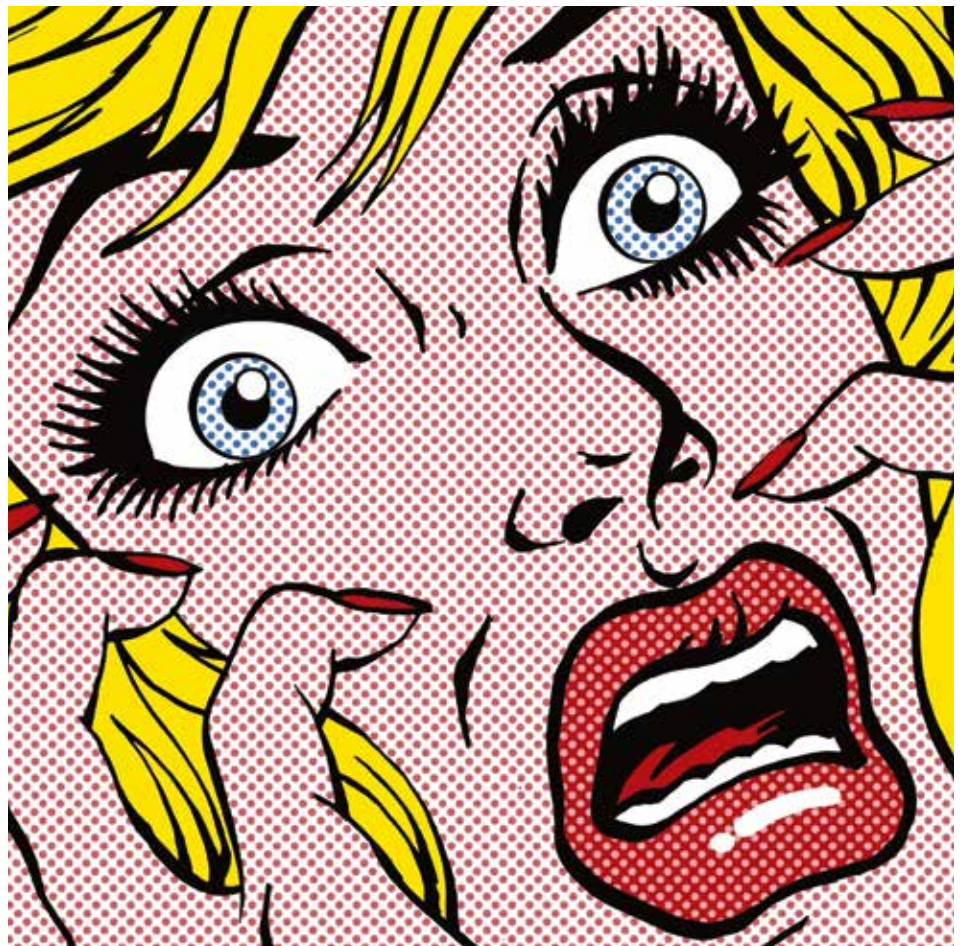
Florian Schwab

**W**ollt ihr Wohlstand oder nicht? Diese Frage müsste eigentlich auf dem Abstimmungszettel zur Begrenzungsinitiative der SVP stehen, über die am 27. September abgestimmt wird. Zumindest scheint dies die Botschaft von Bundesrätin Karin Keller-Sutter (FDP) zu sein. In einem aufsehenerregenden Interview mit dem *Blick* sagte die Magistratin vor ein paar Tagen: «Die Frage ist: Wollen Sie Wohlstand oder nicht?» Ein Ja zur Initiative «mindert den Wohlstand der Schweiz». Und weiter: «Wir wären jahrelang in einem Vakuum, in dem wir nicht wissen, was gilt. Das ist Gift für die Unternehmen.»

Bei den Wirtschaftsverbänden tönt es ähnlich. Laut Economiesuisse stellt die Initiative ein «Hochrisikoexperiment dar, das den Wohlstand der Schweiz ernsthaft gefährdet». Und der Direktor des Gewerbeverbands, Hans-Ulrich Bigler (FDP), der die Nein-Kampagne von der Wirtschaftsseite aus anführt, findet: «Der freie Personenverkehr ist überlebenswichtig für den Fachkräftemarkt und die KMU.» Die Initiative greife das «Fundament der Schweizer Wirtschaft» an. Eigens ein Gutachten liessen die Ostschweizer Industrie- und Handelskammern kürzlich bei der Basler Firma BAK Economics anfertigen. Das Resultat: «Die Bilateralen I», darunter die Personenfreizügigkeit, seien «zentral für die langfristige Sicherung des hohen Wohl- und Lebensstandards in der Schweiz». Ohne die sieben Verträge der Bilateralen I, darunter das Freizügigkeitsabkommen, falle das Bruttoinlandprodukt (BIP) pro Kopf im Jahr 2040 um 4280 Franken geringer aus als mit den Verträgen. Wir kommen darauf zurück.

## Argumente wie beim EWR

Die derzeitige Kampagne der Initiativgegner setzt die Angst ums Portemonnaie ins Zentrum ihrer Argumentation. Damit reimt sie sich in befremdlicher Weise mit den Aussagen der EWR-Befürworter im Jahr 1992. Blenden wir zurück. Das bürgerliche Aktionskomitee «Ja zum EWR» argumentierte so: «Bald ist die Schweiz kein Sonderfall mehr, sondern vielleicht ein Sanierungsfall. Wenn wir so weiter-



«Bald ist die Schweiz kein Sonderfall mehr, sondern vielleicht ein Sanierungsfall.»

wursteln, ist der EG-Beitritt bald weniger ein Thema als der Beitritt zur Lomé-Konvention für Entwicklungsländer.» Ins gleiche Horn stiess Staatssekretär Franz Blankart, EWR-Chefunterschändler der Schweiz, am Kongress des Schweizerischen Gewerbeverbands: «Nach fünf Jahren Alleingang würden wir aus wirtschaftlichen Gründen die EG auf den Knien bitten, uns um jeden Preis als Mitglied aufzunehmen.» Und verschiedene Konzernvertreter drohten unverhohlen mit dem Abschied aus der Schweiz. So etwa der damalige Sulzer-Chef Bruno Walser: «Wenn die Schweiz die Isolation will, ist

das ihre Sache. Der Technologiekonzern Sulzer kann sich das aber nicht leisten und wird die entsprechenden Massnahmen ergreifen.»

Nach demselben Muster argumentierten im Jahr 2016 die Brexit-Gegner in Grossbritannien. Der damalige Schatzkanzler (Finanzminister) George Osborne hatte als Strategie für den Abstimmungskampf das sorgsam choreografierte «Project Fear» (Projekt Angst) erdacht: Behördenvertreter, Ökonomen und Wirtschaftsverbände liessen über den britischen Stimmbürgern ein Trommelfeuer von Horrorszenarien niedergehen. Dieses gipfelte in einer offiziellen

Voraussage von Osbornes Beamten, laut der zwei Jahre nach einem Brexit-Ja das britische Bruttoinlandprodukt um 3,6 Prozent kleiner wäre und 500 000 Personen arbeitslos würden.

Sowohl in der Schweiz als auch im Vereinigten Königreich haben sich die Voraussagen, mild ausgedrückt, als unzutreffend erwiesen. Die Schweiz ist nicht zum Entwicklungsland herabgesunken. Sie hat, im Gegenteil, zwei wirtschaftlich recht erfolgreiche Jahrzehnte erlebt. Das Argument, dass das EWR-Nein die Schweiz in eine Wirtschaftskrise schlittern liess, sticht nicht, wie der Zürcher Wirtschaftshistoriker Tobias Straumann unlängst in der NZZ darlegte: «Es gab viele Gründe, warum die Schweizer Wirtschaft gerade in jener Zeit so lange stagnierte. Die Gleichzeitigkeit mit der EWR-Abstimmung war rein zufällig.»

Und in Grossbritannien? Hier erreichte die Beschäftigung zwei Jahre nach dem Brexit-Ja historische Höchststände. Das BIP wuchs 2017 um 1,9 Prozent, 2018 um 1,4 Prozent. Gemäss jüngster Prognose der EU-Kommission wird die Wirtschaft im Vereinigten Königreich nächstes Jahr um 6 Prozent wachsen – sogar leicht rascher als im EU-Durchschnitt. Was ist also von der Angstkampagne der Gegner der Begrenzungsinitiative zu halten? Gehen wir zum Zweck der Diskussion davon aus, dass keine Verhandlungslösung erreicht würde und dass die sogenannte Guillotine-Klausel zur Anwendung käme. Diese besagt, dass bei einer Kündigung des Freizügigkeitsabkommens auch die übrigen sechs Verträge der Bilateralen I wegfallen würden.

### **Kaum Vorteile durch sechs Abkommen**

Seit vielen Jahren zerbrechen sich Ökonomen den Kopf darüber, was die Verträge der Schweiz gebracht haben. Unbestritten ist: Vier der sieben bilateralen Verträge haben kaum messbare Auswirkungen auf die Gesamtwirtschaft, namentlich das Landwirtschaftsabkommen, das Forschungsabkommen, das Abkommen über den Landverkehr und dasjenige über das öffentliche Beschaffungswesen. Die von diesen Verträgen erfassten Geschäftsgebiete sind schlicht

### *In Grossbritannien erreichte die Beschäftigung zwei Jahre nach dem Brexit-Ja historische Höchststände.*

zu klein, um einen nennenswerten Einfluss zu entwickeln. Selbst zwei vom Bund bei den Firmen Ecoplan und BAK Economics in Auftrag gegebene Studien weisen ihnen einen verschwindend kleinen Nutzen zu.

Leicht anders sieht es bei den Abkommen über die technischen Handelshemmnisse und über den Luftverkehr aus. Das Abkommen über die technischen Handelshemmnisse sieht vor, dass die EU in der Schweiz zertifizierte Produkte anerkennt und umgekehrt. Davon be-

troffen ist gemäss einer ETH-Studie von 2014 ein Handelsvolumen von rund dreissig Milliarden Franken. Der Bund behauptet hingegen, es sei mehr als doppelt so viel. Trotzdem ist auch hier der direkt messbare Nutzen klein. Laut dem Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) sparen Schweizer Firmen durch die vereinfachten Zertifizierungen zwischen 200 und 400 Millionen Franken pro Jahr – was in der Grössenordnung ungefähr den wegen der Personenfreizügigkeit von Schweizer Arbeitgebern ins Ausland überwiesenen Familienzulagen entspricht. Beim Luftverkehrsabkommen kam eine Untersuchung der Universität St. Gallen zum Ergebnis, dass dieses zwischen 2002 und 2014 zu einem um 0,1 Prozent höheren BIP geführt habe. In Zukunft – so behauptet BAK Economics im Auftrag der Ostschweizer Industrie- und Handelskammern – werde der Nutzen aber siebenmal grösser sein. Das Muster dieser Untersuchungen: Ein relativ kleiner Nutzen wird unter Verwendung spekulativer Annahmen sehr weit in die Zukunft hochgerechnet und aufgebläht.

Die ursprüngliche Idee der Guillotine-Klausel bestand darin, die ungeliebte Personenfreizügigkeit mit sechs für die Schweiz vorteilhaften Verträgen zu verbinden und sie damit unumkehrbar zu machen. Nach fast zwanzig Jahren Erfahrung kann man aber sagen: Im Vergleich zur Personenfreizügigkeit sind all diese Verträge relativ unwichtig. Und ihre Bedeutung wird weiter abnehmen. Nach dem Austritt des Vereinigten Königreichs aus der EU entfällt erstmals weniger als die Hälfte der Schweizer Güterexporte auf die Europäische Union. Der Anteil der EU am Welthandel (und an den Schweizer Exporten) ist schon unabhängig vom Brexit langfristig im Sinkflug. Zudem hat die EU klargemacht, dass sie ohne Rahmenabkommen auch das Abkommen über die technischen Handelshemmnisse nicht mehr aktualisieren werde. Einen Vorgeschmack darauf gab sie kürzlich bei den Medizinalgütern. Weil die EU die Gleichwertigkeit von Schweizer Produktregeln und europäischen Normen nicht mehr anerkennt, müssen sich die Firmen nach anderen Möglichkeiten für die Zertifizierung umsehen. In einer Zukunft ohne Rahmenabkommen wird damit der Wert des Abkommens kleiner.

### **Schweizer Wohlstand hat gelitten**

Bleibt die Personenfreizügigkeit als das bei weitem volkswirtschaftlich wichtigste Element der Bilateralen I. In den letzten zwanzig Jahren ist die Schweizer Bevölkerung um fast 20 Prozent gewachsen. Der in Hamburg lehrende Schweizer Ökonom Thomas Straubhaar, der um die Jahrtausendwende eine viel geringere Einwanderung prognostiziert hat, erklärt seinen Grundlagenirrtum so: Man sei davon ausgegangen, dass sich die EU und die Schweiz wirtschaftlich ähnlich entwickeln werden. Ein-

getreten sei aber das genaue Gegenteil. Diese Differenzen in der wirtschaftlichen Entwicklung zwischen der Schweiz und der EU führten zu «ausgeprägten Migrationsbewegungen von der schwächeren (das heisst der EU) hin zur stärkeren Wirtschaft (das heisst der Schweiz)».

Es brauchte jetzt eine Studie aus Grossbritannien, um auf volkswirtschaftlich offensichtliche Folgen dieser Entwicklung hinzuweisen. Wie das Londoner Forschungsinstitut Europe Economics im Auftrag der Stiftung für bürgerliche Politik kürzlich dargelegt hat (siehe S. 46), haben in der Schweiz die Kapitalinvestitionen nicht mit dem Bevölkerungswachstum Schritt gehalten. Damit sank als Folge

### *Ohne Einwanderung seit 2002 wären die Löhne heute um 3,5 bis 3,7 Prozent höher.*

der Einwanderung die Produktivität: Anstatt in die eigene Effizienz zu investieren, konnten die Firmen einfach günstige Arbeitskräfte aus der EU in die Schweiz holen. Ohne Einwanderung seit 2002 (dem Jahr des Inkrafttretens der Bilateralen I) wären die Löhne heute um 3,5 bis 3,7 Prozent höher. Das BIP pro Kopf der einheimischen Bevölkerung läge ohne Personenfreizügigkeit immerhin um 0,7 Prozent höher.

Der Schweizer Wohlstand hat also unter den Bilateralen I eher gelitten. Indem die Spitzen von Wirtschaft und Regierung nicht nur das Gegenteil behaupten, sondern dies auch noch dramatisch überhöhen, schwächen sie die Verhandlungsposition der Schweiz. Dies nicht nur für eine Neuverhandlung der Personenfreizügigkeit, die nach einem allfälligen Ja zur Begrenzungsinitiative erforderlich würde, sondern auch für alle anderen Themen, inklusive des Rahmenabkommens. Und auch hier gibt es eine bemerkenswerte Parallele zum Brexit: Solange sich die EU sicher war, dass sie auf die Unterstützung der britischen Behörden und Wirtschaftsverbände zählen konnte, die das Volk in Angst und Schrecken versetzten, war es aus Brüsseler Sicht nur vernünftig, keine Kompromisse einzugehen. Seit mit Boris Johnson ein entschiedener Vertreter britischer Interessen am Ruder ist, hat sich auch die Position der EU abgeschwächt. Das Vereinigte Königreich wird aller Voraussicht nach dieses Jahr einen umfassenden Handelsvertrag mit der EU abschliessen. Ohne Personenfreizügigkeit.

Karin Keller-Sutter hat recht: Es geht am 27. September auch um den Wohlstand der Schweiz. Aber nicht so, wie sie es darstellt. Auch das von der Justizministerin befürchtete jahrelange Vakuum, in dem wir nicht wissen, was gilt, fällt auf sie selbst zurück: Bei einem Nein zur Begrenzungsinitiative geht umgehend der jahrelange Eiertanz um das Rahmenabkommen weiter. Bei einem Ja zur Initiative ist alles klar.

# Die neue Roma-Hochburg heisst Basel

Die Regierung des Stadtkantons hat einen Fehler gemacht, als sie das Bettelverbot aufhob. Basel wird erleben, was in Lausanne während fast zehn Jahren zum Alltag gehörte.

Peter Rothenbühler

Seit dem 1. Juli ist in Basel das Betteln erlaubt. Die Stadt verfolgt damit dieselbe Politik wie einst Lausanne. Ich habe als ehemaliger Chefredaktor von *Le Matin* das Bettlerwesen dort aus nächster Nähe verfolgt, ich kann also sagen, wie die Sache ablaufen wird.

Zuerst kommen immer mehr Bettler. Bald sitzt an jeder Strassenecke der Innenstadt einer. Morgens früh besammeln sie sich an einem zentralen Ort, dort werden die Plätze zugeteilt. Tagsüber macht ein Mann die Runde und behändig das gesammelte Geld.

Betteln war in Lausanne nur verboten, wenn es gewerbmässig und organisiert war. Die Roma behaupteten stets, sie seien nicht organisiert; es wären nur arme Familien, die aufs Betteln angewiesen seien. Das haben die Polizeibehörden jahrelang geschluckt.

Zwar pochten SVP-Stadtparlamentarier, sekundierte von Freisinnigen, auf ein Verbot, weil Bettler Touristen abschreckten, Passanten belästigten – und die Bettlerei halt doch organisiert sei. Die Vorstösse prallten zunächst an der rot-grünen Mehrheit der Stadt ab.

Erst am 1. November 2018 wurde das Betteln vom Kanton Waadt verboten, nachdem das Bundesgericht den letzten Rekurs gegen eine Entscheidung des Kantons abgeschmettert hatte. Die meisten Roma-Bettler sind dann weitergezogen, in andere Städte, wo Betteln noch erlaubt ist, zum Beispiel nach Basel.

## Katz-und-Maus-Spiel

Zuvor kam es aber zu originellen Auswüchsen. Es war ein Katz-und-Maus-Spiel ohne Ende. Zuerst kamen die Kinder. Junge Frauen setzten sich mit Baby auf die Strasse, Halb-wüchsige sprachen Passanten an. Das wurde verboten. Die Bettler passten sich an, bestens beraten von der Hilfsorganisation Opre Roma und dem christlichen Verein Sant'Egidio, die mahnten, nicht zu stehlen oder aggressiv zu werden.

Nach den Babys kamen die Handicapiereten: Menschen mit Klumpfüssen wurden nach Lausanne gebracht, die sich in die Fussgängerzone

legten mit einem Plakätchen «Helft mir, ich habe nichts zu essen», fehlerfrei geschrieben. Dann kamen die Krücken: Mehrere jüngere Männer waren plötzlich damit unterwegs, humpelten gebückt und mit vorgestreckter Hand durch die Gassen. Ich habe das in *Le Matin* witzig kommentiert, tags darauf waren die Krücken weg.

Dafür hatte ich eine Klage der Präsidentin von Opre Roma wegen Verletzung der Rassismus-Strafnorm am Hals. Ich hatte geschrieben, die Bewohner hätten es satt, in ihren Gassen dauernd von «gueux» an-

## Ein Jahr nach dem Verbot zog die Polizei ein positives Fazit. Die Mehrheit der Roma war weg.

gesprachen zu werden. Laut Dictionnaire heisst *gueux* schlicht Bettler. Das gilt aber auch als Schimpfwort. Die Klage blieb trotzdem ohne Folgen.

Weil sich die Reklamationen häuften, erliess die Stadt ein Reglement, laut dem Bettler neben Bancomaten, Bank, Post und Läden einen Abstand von fünf Metern einhalten sollten. Absurd. Die Polizei verteilte Bussen, die keiner zahlte. Es gab Verurteilungen durchs Polizeigericht, ohne Folgen.

Ein Höhepunkt war die Fotoausstellung des Fotografen Yves Leresche, der Roma-Familien begleitet hatte. Die Stadt stellte für die Ausstellung extra einen Container-Bau im Zentrum auf. Das Argument der links-grünen Regierung für die Glorifizierung der Bettler lautete, es sei wichtig und gut, dass die grosse Armut in dieser Welt auch in den Strassen von Lausanne sichtbar sei – durch die Präsenz der Bettler.

Ich schrieb, dass es im Gegenteil unsozial, unchristlich und einer Stadt unwürdig sei, Menschen am Boden liegen zu lassen und ihnen Almosen zu reichen wie im Mittelalter. Alle sollen bei uns aufrecht gehen, genug zu essen und ein Dach über dem Kopf haben. «Nimm deinen Karton, steh auf und gehe»,

würde Jesus oder ein richtiger Sozi sagen, meinte ich.

Ein anderer Irrsinn: Die lokale Polizei erklärte immer wieder, das Betteln der Roma sei nicht organisiert, darum legitim. Andererseits suchte sie die Bettler nachts auf den Parkplätzen und in den Wäldchen am Autobahnrand auf, weckte und vertrieb sie – weil es verboten ist, im Auto oder draussen zu übernachten.

## «Mann mit der Hunderternote»

Ich bin dann selber einmal mit den Bettlern in ihr Camp am Autobahnrand gegangen, habe mit ihnen eine Mahlzeit geteilt. Es sind gemütliche Menschen, sie haben Kinder, Autos und Handys, das Abendmenü ist immer gleich: Fleisch vom Grill, Weissbrot und Süssgetränke. Darum sind viele von ihnen so dick.

Sie erzählten mir, wie sie im Bus von Rumänien gekommen waren, geschickt von «Verwandten», die die Reisen finanziert hatten. Dafür müssten sie denen einen Prozentsatz des gebettelten Geldes abliefern. Sie versicherten mir, dass sie es unter Diktator Ceausescu schön hatten. Jetzt seien sie arm dran. Jedes Jahr kamen die Gleichen wieder nach Lausanne, jeweils für neunzig Tage.

Da ich von ihrer Gastfreundschaft profitierte, bedankte ich mich mit einer Hunderternote. Auf dem Heimweg hielt mich ein junger Roma-Mann an und verlangte nochmals hundert Franken, er sei von einer anderen Familie. In Laussanes Gassen wurde ich fortan als «der Mann mit der Hunderternote» von allen Bettlern freundlich begrüsst.

Ein Jahr nach dem Bettelverbot zog die Polizei ein positives Fazit. Die Mehrheit der Roma war weg. Einzelne Dagebliebene betteln diskret. Wenn sie erwischt werden, gibt's eine Busse. Opre Roma hat mit der Stadt ein Programm zur Rückführung der Roma nach Rumänien durchgeführt, mit Unterstützung zum Aufbau einer Existenz.

Basel muss früher oder später diesem Bettlerwesen auch Einhalt gebieten, sonst kommt's zum gleichen Katz-und-Maus-Spiel wie in Lausanne.

# KÖRZIS HOLLYWOOD

Norbert Körzdörfer



**T**auchen Sie mit ein in das Gefühl Hollywood. Betrachten Sie das Leben mit seinem unschuldig blauen Himmel vom Pool aus. Hollywood ist keine Stadt. Hollywood ist ein *way of life*.

Aber Hollywood zittert. Corona hat die Stadt der Träume im Würgegriff. Kalifornien hat mehr Ansteckungen pro Tag als New York (12 000). Über 650 000 Menschen in Los Angeles arbeiten im Film- und Showbusiness – sie verdienen 59 Milliarden im Jahr. 150 000 Topleute haben ihre Jobs verloren. Die Kinos sind wieder zu. Auch die Bars. Man lebt mit Mundschutz und Sonnenbrille. Mit distanzierter Vorsicht und vorsichtiger Vision.

**Sir Patrick Stewart** («Star Trek», «X-Men») feierte seinen 80. Geburtstag im «Chateau Marmont» nicht mit hundert Freunden, sondern mit einem Sonett von Shakespeare (Gedicht mit vierzehn Zeilen) für seine fünf Millionen Internetfans (Twitter, Instagram). In seiner Villa in den Hollywood Hills hat er angefangen, seine Memoiren zu schreiben: «Ich hatte nie Zeit – aber jetzt bin ich schon auf Seite acht! Es ist wie eine Therapie.»

Das Kulthotel ist Hollywood intim. Hier starb John Belushi («Blues Brothers») im Alter von 33 an einem Drogencocktail, Fotografie-Genie Helmut Newton krachte mit Herzinfarkt in die Hotelmauer. Er war 83. Corona hat es geschlossen – das verlebte

«Chateau» wird nie mehr ein Hotel sein, sondern ein *Members only*-Klub und eine Insider-Insel! Hollywood igelt sich ein.

Kinorebell Oliver Stone (73, «Wall Street») hat zwanzig Filme gedreht, drei Oscars abgeräumt und jetzt seine Autobiografie geschrieben: «Chasing the Light» (Die Jagd nach dem Licht). Er murrte: «Hollywood ist *crazy*. Das Feuer in mir ist etwas erloschen. Um einen Film zu stemmen, brauchst du jetzt einen Corona-Beauftragten!»

Die lebende Legende Tom Hanks, 64, hatte Covid (wie seine Frau). Seine Mini-Wiederauferstehung feiert er gestreamt auf Apple+ – im Kriegsschiff-Thriller «Greyhound». Ja, toll – aber ohne Vorhang.

**Hollywood** wird wiederauferstehen. Denn nach jedem *sunset* folgt ein *sunrise*. Das Mantra der Traumfabrik. Dennoch: Die Corona-Krise ist eine Milliardengruft für die Kinoindustrie – und ein Paradies für Streaming-Giganten wie Netflix. Das Spassimperium Disney verschiebt das «Avatar»-Folge-Epos von James Cameron (66, «Titanic») um ein Jahr, die «Star Wars»-Fortsetzungen um zwei Jahre.

Hollywoods Megahoffnung spiegelt sich im Weltrettungs-Thriller «Tenet» von Filmgenie Christopher Nolan (50, «Dunkirk»). Der 200-Millionen-Sci-Fi-Krimi (mit Denzel Washingtons Sohn John David, 36, als Star) soll in Europa Weltpremiere feiern: am 26. August. Und danach in China, dem inzwischen zweitgrößten Kinomarkt der Welt,

gezeigt werden. Dort sind fast die Hälfte der Kinos geöffnet.

**Werden wir** wieder verträumt ins dunkle Kino strömen, um den Lichtstrahlen zu folgen und mit Mitmenschen zu lachen und zu zittern oder zu gähnen? Das Kino ist übrigens eine Art Corona-Schutzraum – weil keiner spricht und Aerosole ausstösst wie im Büro. Reicht die 10 000-Stunden-Film-Bibliothek von Netflix, Amazon Prime & Co als Kinoersatz? Das visionäre Milliardenprojekt Quibi von Filmpionier Jeffrey Katzenberg (69, «Shrek») zündet nicht. Sein Ziel: das Handykino to go. Ich habe die Quibi-App seit drei Monaten auf meinem iPhone, aber ich gucke das Mini-Kino nicht. Corona-Lethargie.

**Das grosse Kino** wird nicht sterben. Es ist ein globaler *panic room* für Träume, Fluchten, Sehnsüchte. Wenn wir ins Kino gehen, transzendieren wir in eine Parallelwelt. Es ist ein flüchtender Akt der Selbstbestimmung: Ich bin dann mal weg – Ferien von der Wirklichkeit, Urlaub für die Seele.

Das Kultmagazin *National Review* (gegründet von Bill Buckley) hat jetzt die zehn besten Filme der Dekade gekürt. Platz 1: Das deutsche Schicksalsepos «Werk ohne Autor» von Oscar-Regisseur Florian Henckel von Donnersmarck (47, «Das Leben der Anderen»). Warum? Weil so ein Film den Menschen verändert. Kino verleiht Flügel. Das ist der Zauber.

# Plädoyer für die Enthaltensamkeit

Ich war süchtig nach Sex. Mit Ende dreissig änderte sich mein Lebensstil komplett. Die Erfahrungen, die darauf folgten, fühlten sich an, als ob der Himmel die Erde küsste.

Tina Schmidt

In unserer versexten Zeit, in der ein unverbindlicher, polyamouröser Lebensstil vorherrscht, klingt ein Plädoyer für die Ehe ziemlich verrückt und eines für die voreheliche Enthaltensamkeit umso verrückter. Doch ich bin keine Spinnerin und darf heute in einer segensreichen Ehe leben.

Vor zehn Jahren war meine Meinung diesbezüglich noch völlig anders. Niemals hätte ich freiwillig auf die schönste Nebensache der Welt verzichtet. Ich war süchtig nach Sex. Wenn ich ihn wollte, dann kriegte ich ihn. Mein Wille geschehe. In der Fashion- und Künstler-Szene, in der ich mich bewegte, schrie sowieso alles danach. Wir sahen alle sexy aus, was wir machten, hatte Sex-Appeal, und jede Party endete mit einer sexy Nacht. Ich war mir ganz sicher, dass man ohne Sex sterben würde.

So startete ich jede Beziehung mit Sex, und bei jedem Sex war ich auf Beziehung aus. Ohne den Mann richtig kennengelernt zu haben, glaubte ich bei jedem Abenteuer gern, den einen gefunden zu haben. Die romantische Vorstellung von einem Gefährten fürs Leben schlummerte in mir. Ziemlich tief allerdings und träumerisch, denn die realistische Umsetzung haperte jeweils an meiner inexistenten Bindungs- und Konfliktfähigkeit.

## Date mit Samuel

Vor dem Konzept «Mann, Kind, Hund, Auto, Haus» graute mir. Wie konservativ, wie langweilig! Nichts für mich! Ich wollte Abenteuer und möglichst viel Freiheit. Wenn es nicht nach meinen Wünschen lief, war ich schnell weg. Hinter einer dicken Schutzmauer und meinem dominanten und selbstbezogenen Auftreten steckte die nackte Angst vor dem Erwachsenwerden, vor Verbindlichkeit, vor Verantwortung, vor echter Nähe und dem «Für immer», obwohl ich es mir insgeheim immer sehnlicher wünschte, je älter ich wurde.

Mit Ende dreissig wurde ich befreit von der Angst vor Einsamkeit und Bindung, von der Sucht nach Selbstbefriedigung und nach Sex, den ich so oft mit Liebe verwechselt hatte. Und auch wenn das verklärt oder klischiert klingt,

aber wenn Gottes Liebe einen durchflutet, dann weiss man, dass man geliebt wird, dass man gewollt ist und dass man kostbar ist. Nun wusste ich um meinen Wert. Nie mehr würde ich mich so schnell hergeben. Ich erlag nicht mehr meiner Lust. Mein natürliches Schamgefühl und meine Würde waren wiederhergestellt. Der Geist regierte über das Fleisch!

Ich fühlte mich wieder jungfräulich! Es war eine überwältigende Mischung – Erwachsensein, aber irgendwie zurückgebeamt in die Teenagerjahre. Bei meinem ersten Date mit

*Er hatte noch länger keinen Sex als ich. Früher hätte mich das abgeschreckt.*

Samuel war ich so nervös, als wäre es das erste meines Lebens. Vier Jahre als Single lagen hinter mir, in denen ich erfüllt war von grosser Freude und Zufriedenheit, von Liebe und neuen, tiefen Freundschaften.

Samuel hatte noch länger keinen Sex als ich. Früher hätte mich das abgeschreckt, jetzt beeindruckte es mich. Auch er war nicht mehr von seiner Lust beherrscht wie in seinen wilden Zeiten, nicht mehr penisgesteuert. Als er mir

sagte, wenn er sich noch einmal auf eine Frau einlasse, es «richtig und für immer» sein sollte, klang das wie im Märchen. Es gab mir Sicherheit und liess mich Vertrauen aufbauen. Dass es aufs Heiraten hinauslaufen würde, liess mich dankbar staunen. Für mich ein nie gekanntes und von mir ja völlig verkanntes Abenteuer.

Samuels Ernsthaftigkeit machte ihn begehrenswert. Ein Mann, der wusste, was er wollte, einer, der seine Liebe offen bekundete, Interesse an meinem Wesen zeigte und nicht in erster Linie an meinem Körper. Als er auf die Knie ging und auf kreative Art um meine Hand anhielt, war es, als ob der Himmel die Erde küsste. Und ich begriff, dass dies ein mutiger, fast heldenhafter Akt war. Da war ein Mann, der ganze Sachen machte.

## Belohnung wird süss

Uns beiden war klar, dass wir mit Sex warten wollten bis zur Heirat. Und das Ins-Bett-Hüpfen ans Ende und nicht an den Anfang der Beziehung stellen. Den Dessert sozusagen bis zum Schluss aufsparen, wo er auch hingehört. Statt Sex zu haben, nährten wir einander mit viel Liebe und Respekt, kultivierten unsere Freundschaft und bauten ein solides Fundament. Hält man das aus, auch wenn die körperliche Anziehung gross ist? Ja!

Geduld mag vielleicht out sein, doch ist sie eine wertvolle Tugend. Und was ist schon eine kurze Wartezeit – von unserem Kennenlernen bis zur Trauung dauerte es ein Jahr und vier Monate – im Hinblick auf ein ganzes gemeinsames Leben? Die Belohnung wird süss. Vielleicht ist der Sex dann noch nicht perfekt, aber das ist okay. Hauptsache, man geht gemeinsam durch Hochs und Tiefs. Bis dass der Tod einen scheidet.



*„Ihr Controlling geht mir so langsam auf die Nerven...“*

Tina Schmidt ist Autorin, Moderatorin und Künstlerin. Sie veröffentlichte ihre Autobiografie unter ihrem Ledignamen: «Tina Weiss: Venus – Mein Leben zwischen Freiheit und Liebe». Fontis. 368 S., Fr. 23,80

# Bundesamt für Fake News

Ex-Journalisten verantworten die Kommunikation des Bundesamts für Gesundheit.



Der 9. April 2009 war kein guter Tag für Katrin Holenstein. Die *Basler Zeitung* verabschiedete sich aus Spargründen von sechs Redaktionsmitgliedern. Holenstein gehörte zu den sechs Entlassenen, auf die man verzichten konnte. Heute ist Katrin Holenstein die Kommunikationschefin des Bundesamts für Gesundheit (BAG).

Der 14. August 2020 war erneut kein guter Tag für Katrin Holenstein. Ihr Bundesamt produzierte einen Kommunikations-Flop der Extraklasse. Es verkündete den «tragischen» Fall, dass erstmals ein Mann unter dreissig an Corona gestorben sei. «Das Virus macht keinen Halt vor jungen Personen», weissagte das BAG.

Schon zwei Stunden später war die News als Fake News enttarnt. Der tote Mann unter dreissig war quicklebendig. Den Kommunikations-Flop hat die Medienstelle des BAG auf dem Gewissen. Sie besteht aus fünf Köpfen. Alle haben journalistischen Background.

Chefin ist Katrin Holenstein. Sie schrieb in der *Basler Zeitung* über Medizinthemen von Krankenkassen bis Vogelgrippe. Nach ihrem Rauswurf wechselte sie zur Presseabteilung des BAG. Holenstein hat vier Mitarbeiter. Daniel Dauwalder begann vor Zeiten als Redaktor beim *Bund*. Yann Hulmann schrieb in Neuenburg für die Blätter *L'Express* und *L'Impartial*, Jonas Montani war Journalist beim *Walliser Boten*. Grégoire Gogniat war zwar nicht auf einer Redaktion, arbeitete aber für die Westschweizer Journalistenschule.

Das PR-Quintett des BAG ist artentypisch. Es gehört zu den Horden von Medienvertretern, die jährlich aus dem Newsroom zum Staat überlaufen. 320 Vollstellen für PR und Kommuni-

kation zählt die Bundesverwaltung inzwischen. Die meisten kommen aus der Presse.

Es ist dabei immer wieder erstaunlich, wie der Wechsel von der Redaktion ins Amtsbüro sich geistig niederschlägt. Aus Journalisten, die sich zuvor als kritische Geister verstanden, werden nun willfährige Verkäufer, die ungefilterte PR-Gesänge für ihre neuen Dienstherrn intonieren.

Beim BAG kann man das besonders schön aufzeigen. In seiner Covid-Task-Force wird jeweils entschieden, welche Pandemie-Stories man an den Medienkonferenzen mit grossem Tamtam

*Aus Journalisten, die sich zuvor als kritische Geister verstanden, werden nun willfährige Verkäufer.*

präsentiert. Im Gremium sitzen auch Pressechefin Holenstein und wahlweise Vertreter ihres Teams. So entschied die Task-Force letzte Woche, den Todesfall des unter Dreissigjährigen zur Top-Story des Tages hochzustemmen.

Nun hätten die früheren Journalisten im BAG eine simple Frage stellen müssen: «Wenn wir schon so gewaltig auf die Pauke hauen, ist der Stoff auch wasserdicht?» Sie stellten die Frage nicht. Sie winkten die Mär als vermeintlichen PR-Knaller bedenkenlos durch.

Nachdem der Plot geplatzt war, redeten sich die BAG-Mediensprecher auf einen «Formularfehler» heraus, indem bei einer Corona-Meldung eine Zahl am falschen Ort eingetragen wurde. Das war Augenwischerei, die das eigene Ver-gangen verschleiern sollte. Hätten die PR-Jour-

nalisten die offenkundig schiefe Sachlage kurz nachgecheckt, sie hätten das Malheur vermieden.

Die BAG-Propagandisten fragten nicht nach, so wie immer. Sie weisen darum inzwischen eine imposante Liste an Fiaskos vor. Ein ähnlich arger Fall war Anfang August etwa das Konstrukt, wonach die meisten Corona-Ansteckungen in Klubs und Bars passieren. Auch hier musste man umgehend dementieren. Und auch hier wäre die BAG-Medienstelle mit einer kleinen Nachrecherche sofort auf die diffuse Quellenlage der Fehlinformation gestossen. Sie tat es nicht.

Nun kann man einwenden, es sei nicht Aufgabe von PR-Beauftragten, ihre eigene Organisation ständig zu hinterfragen. Richtig daran ist, dass sie nicht jede Information überprüfen können, die ihnen intern zur Kommunikation nach aussen angeliefert wird. Das wäre zu ineffizient.

Anders ist es bei den grossen Sensations-Stories, so wie beim jugendlichen Toten und bei den Ansteckungsrisiken in Klubs und Bars. Hier wurde mit Fake News gezielt Politik gemacht. Beide manipulierten Botschaften waren gedacht, um gegen weitere Öffnungen Front zu machen.

In solchen Fällen sollte auf frühere Medienschaffende Verlass sein. Sie müssten ihren professionellen Reflex eines Faktenchecks einbringen, damit die Öffentlichkeit nicht hintergangen wird. Warum sonst braucht es Ex-Journalisten in der Kommunikation? Es braucht sie auch, damit fadenscheinige PR-Inszenierungen der Bundesämter verhindert werden.

Die PR-Adlaten im BAG schauten stattdessen weg. Frühere Journalisten wurden von Informanten zu Desinformanten.

# Klimawandel in Nahost

Das «Abraham-Abkommen» zwischen Israel und den Vereinigten Arabischen Emiraten hat das Potenzial, die Region radikal zum Guten zu verändern.

*Pierre Heumann*

**E**in begeistertes «Mabruk» in die Vereinigten Arabischen Emirate und ein herzliches «Mazal tov» nach Israel: Gratulation dafür, dass die beiden am 13. August ihre bereits bestehende Liaison öffentlich gemacht haben, die sie während vieler Jahre vor aller Welt verheimlicht hatten. Dass sie ihre Verbindung als öffentliche Partnerschaft eintragen lassen, verändert die Region radikal.

Nie war der Nahe Osten dem Frieden so nahe wie jetzt. Das «Abraham-Abkommen», das unter der Ägide von US-Präsident Donald Trump ausgehandelt wurde, bricht in der Region seit Jahrzehnten verkrustete Fronten auf. Zumal der De-facto-Herrscher der Vereinigten Arabischen Emirate (VAE), Mohammed bin Zayed, nicht isoliert entschieden hat, Israel offiziell anzuerkennen, sondern in Absprache mit dem Kronprinzen Saudi-Arabiens. Nachdem die beiden mächtigsten arabischen Thronfolger des Nahen Ostens dem Frieden mit Israel direkt oder indirekt ihren Segen gegeben haben, dürften demnächst weitere Staaten dem Beispiel der Emirate folgen und ebenfalls Botschafter nach Israel entsenden: Bahrain, Marokko, Oman, Sudan, Kuwait und vielleicht sogar Saudi-Arabien, Hüter der beiden heiligsten Stätten des Islam.

## Palästinenser fühlen sich verraten

Mohammed bin Zayed, genannt MbZ, und Israels Premierminister Benjamin Netanjahu, genannt «Bibi», leiten einen tiefgreifenden Klimawandel im Nahen Osten ein. Erstmals kommen in der Region Diplomaten zum Zug, ohne dass es zuvor Tote und Verletzte gegeben hat. Ägypten, das 1979 als erstes arabisches Land mit Israel Frieden schloss, hatte vorher Kriege verloren, ebenso Jordanien, das sich 1994 mit Israel versöhnte.

Dieses Mal ist es anders: Zwischen den Emiraten und Israel müssen nicht zuerst Hassgefühle überwunden werden. Seit vielen Jahren verfolgen die beiden gemeinsame Interessen. Beide sind Hightech-Nationen, beide betrachten die schiitische Regionalmacht Iran als Erzfeind, dessen regionalen Vormarsch sie bremsen und dessen Atommachtpläne sie



*Mentale Stärke:* Premier Netanjahu (l.), Präsident Trump.

verhindern wollen. Beide sind zudem Gegner der Muslimbruderschaft und der radikal-islamischen Hamas, des israelfeindlichen Sprosses im Gazastreifen.

Das «Abraham-Abkommen» zwischen Israel und den VAE ist deshalb nicht nur ein Freundschaftsabkommen, sondern implizit auch ein Verteidigungspakt gegen den Iran und dessen

## *Die Palästinenser halten an ihrer Opferrolle und an den Maximalforderungen fest.*

schiitischen Statthalter. Er richtet sich an alle, die sich vom Iran und von dessen Trabanten im Libanon, in Syrien, im Irak, im Gazastreifen oder im Jemen bedroht fühlen.

Nur wenige rügen das Abkommen. Zu ihnen gehört zum Beispiel der Nato-Staat Türkei, der radikalen Islamisten Asyl gewährt. Auch der Iran, Nachbar der Emirate auf der anderen Seite des Persischen Golfs, der an der engsten Stelle lediglich fünfzig Kilometer breit ist, kriti-

siert Abu Dhabi scharf für die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu Israel. Teheran argwöhnt unter anderem, dass die Emirate mit der Lieferung modernster Kampfflugzeuge aus den USA belohnt werden sollen. Aber mehr als lautstarke Kritik wird sich der Iran nicht leisten können. Letztlich ist Teheran auf die Emirate als bequem erreichbaren Schmugglerhafen für den Import von Gütern angewiesen, die wegen der US-Sanktionen sonst nicht ins Land kämen. Teheran ist zudem aufgrund seiner politischen Schwäche nicht in der Lage, der neuen Beziehung etwas Handfestes entgegenzusetzen.

Besonders heftig lehnen die Palästinenser das öffentlich deklarierte Verhältnis zwischen Israel und den Emiraten ab. Sie fühlen sich verraten, weil das Narrativ, mit dem man sie seit Jahren verwöhnt, über den Haufen geworfen wurde. Die arabische Welt hatte ihnen versprochen, dass die Gründung des Staates Palästina Voraussetzung für die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu Israel sei. Die Palästinenser hatten sich aufgrund dieser Zusagen der Illusion hingegeben, stark zu sein. Dieser Irrtum hat



verhängnisvolle Folgen: Statt realpolitisch zu denken, gefallen sie sich in der Opferrolle und halten an ihren Maximalforderungen dogmatisch fest. Jetzt müssen sie enttäuscht feststellen, dass erstens das Versprechen nicht mehr gilt und zweitens die Bevölkerung in arabischen Ländern diesen «Verrat» zur Kenntnis nimmt, ohne dagegen zu protestieren.

Umdenken muss im Übrigen auch die EU, die von Israel Vorleistungen in Form territorialer Kompromisse verlangt. Nur dann, so die Europäer, würde die Ausrufung Palästinas in den Grenzen von 1967 zu Stabilität im Nahen Osten führen. Trumps Jahrhundertplan stiess deshalb in Brüssel auf Ablehnung, weil er Israel keine Konzessionen abverlangt.

### Israels Sehnsucht nach Frieden

Doch US-Präsident Donald Trump hat mit dem «Abraham-Abkommen» die politischen Ambitionen der Palästinenser gerettet. Er rang Netanjahu das Zugeständnis ab, auf die einseitigen Annexionspläne des Westjordanlandes zu verzichten, die Netanjahu in allen drei Wahlkämpfen der letzten anderthalb Jahre versprochen hatte und die ein Ende der Zwei-Staaten-Lösung bedeutet hätten.

Jüngste Umfragen zeigen, dass bei den meisten Israelis die Sehnsucht nach Frieden stärker ist, als man bisher angenommen hat. Die Aussicht, Dubai zu besuchen oder dort ins Geschäft zu kommen, ist für viele attraktiver, als Teile des Westjordanlandes zu annektieren. Fast 80 Prozent geben in einer Umfrage an, dass der Frieden für sie gegenüber einer Annexion Priorität habe. (Die Siedler sind ebenfalls zufrieden, dass aus der einseitigen Annexion nichts wird. Denn die 30 Prozent des Westjordanlandes, die ihnen Trump im Jahrhundertvertrag zugestanden hatte, sind ihnen nicht genug. Sie bestehen auf 100 Prozent.)

Die stets über dem Nahen Osten schwebenden Kriegsrisiken sind fürs Erste entschärft. Das Abkommen mit dem Herrscherhaus in Abu Dhabi wirkt auf die Israelis beruhigend. Israeli-Journalisten vermitteln ihren Zuschauern in Interviews mit Einheimischen und lokalen Politikern erstmals das Gefühl, in der Region, trotz allem, willkommen zu sein. Politisch darf das nicht unterschätzt werden.

Nach all den Kriegen und Terroranschlägen ist Israel traumatisiert und sehnt sich nach Anerkennung durch die Nachbarn und deren Sympathie. Viele haben immer noch die drei Nein des arabischen Gipfels in Khartum aus dem Jahre 1967 in den Ohren, als die Araber nein sagten zum Frieden mit Israel, nein zur Anerkennung Israels und nein zu Verhandlungen mit Israel. Ein Abrücken von dieser Ablehnung könnte Israel am Ende die mentale Stärke geben, mit den Palästinensern einen realistischen Frieden auszuhandeln – unter der Voraussetzung allerdings, dass auch sie zu Kompromissen bereit sind.

## Spitzname «Modell»

Ob Sabotage-Aktionen oder diplomatische Avancen: Meist hat auch Meisterspion Yossi Cohen seine Finger im Spiel.



Allerhand Husarenstücke: Cohen.

Sein Spitzname im Mossad ist «das Modell», weil er sich mit grösster Sorgfalt seinem Äusseren widmet. Seit Jahren ist Yossi Cohen, der etwas eitle israelische Meisterspion, in den Golfstaaten unterwegs, stets auf der Suche nach Kooperationspartnern. Wo Israels Diplomaten aus politischen Gründen nicht hinkommen, trifft man Cohen an: in den letzten Wochen vor allem am Persischen Golf. Dort versuchte er die Scheichs zu überreden, mit Israel Botschafter auszutauschen. Sein bisher grösster Erfolg für die Diplomatie seines Staates hat er in Abu Dhabi erzielt, der Hauptstadt der Vereinigten Arabischen Emirate. Dass damit der dritte arabische Staat Israel anerkennen will, ist nicht zuletzt das Verdienst Cohens.

Der oberste Geheimdienstagent Israels sieht seine Rolle nicht nur im Ausschnüffeln von Feinden, um sein Land vor Krieg oder Terror zu schützen. Er verstehe sich auch als Initiator diplomatischer Schachzüge, die sein Land dem Frieden näherbringen könnten, so Cohen vor einem Jahr in einer Rede – der ersten übrigens, in der ein amtierender Mossad-Chef aus dem Nähkästchen plauderte.

### Mysteriöse Explosion

Cohen hat in den vier Jahrzehnten, in denen er in verschiedenen Funktionen für den Mossad aktiv war, allerhand Husarenstücke vollbracht. In feindlichen Gebieten rekrutierte er ein feinmaschiges Netz von Informanten und

gelte deshalb als «brillantester Werber» in der Mossad-Geschichte, schreibt Ronen Bergman in seinem Bestseller über den israelischen Geheimdienst.

So unterwanderte Cohen zum Beispiel das Netzwerk der schiitischen Hisbollah im Libanon oder der Revolutionsgarden im Iran und legte damit die Grundlage für die späteren Aktionen des Mossad. So kam es im Juli in der iranischen Atomzentrale von Natanz, wo Ingenieure an modernen Zentrifugen bauten, zu einer mysteriösen Explosion. Der angerichtete Schaden – kaum einer zweifelt daran, dass die Aktion von Cohen geleitet wurde – wird laut dem Urteil von Experten das iranische Atomprojekt um rund ein Jahr verzögern. Zufall oder nicht: In der gleichen Woche verlängerte Premier Benjamin Netanjahu, dem der Mossad unterstellt ist, die Amtszeit Cohens um ein Jahr.

### Geheimdokumente aus Teheran

Cohen hat den Mossad zu einer Organisation geformt, die härter als bisher zuschlägt, höhere Risiken eingeht und vermehrt auf Cyber-Angriffe setzt. Die Resultate seiner Aktionen verändern die Geschichte. Für weltweites Aufsehen sorgte der Mossad zum Beispiel, als er im Januar 2018 aus dem Zentrum Teherans 110 000 Dokumente mit nuklearen Geheimnissen des Iran stahl und sie in einer Nacht-und-Nebel-Aktion nach Israel schmuggelte.

Viele schreiben den Entscheid von US-Präsident Donald Trump, sich aus dem Nuklear-Deal seines Vorgängers Barack Obama zurückzuziehen, den Informationen aus dem Teheraner Geheimarchiv zu, das Cohen ausgehoben und dem Westen zugänglich gemacht hat.

Und die Internationale Atomenergie-Organisation (IAEA) fasst den Iran härter an, seit sie die Geheimdokumente aus Teheran gesichtet hat. Cohen, von dem trotz waghalsigen Aktionen bisher kein Flop bekanntgeworden ist, wird inzwischen als Nachfolger von Netanjahu gehandelt. Ganz im Widerspruch zu seiner Art, winkt er bescheiden ab; es sei für ihn noch zu früh, über Politik zu sprechen.

Pierre Heumann

# Klug, aber nicht zu intelligent

Wer in den sozialen Medien Erfolg haben will, muss den richtigen Ton treffen. Die Ökonomin Xenia Tchoumi analysiert Internet-Influencer und schreibt bald ein Buch.

Roman Zeller

Die britische Make-up-Influencerin Alexandra Milam, der 12 000 Leute auf Instagram folgen, kritzelte kürzlich ihren Namen in Grossbuchstaben in das weiche Gestein des englischen Weltnaturerbes Jurassic Coast. Darüber gravierte die 24-Jährige das Logo der Plattform, fotografierte sich vor ihrem Werk und drückte auf «Teilen».

Das Bild vom Jahrmillionen alten Untergrund sollte ihr einen viralen Hit beschern, doch sie erntete einen Shitstorm. Freiwillige Landschaftspfleger hatten die Verunstaltung publiziert, ebenfalls auf Instagram. Die wasserstoffblonde Influencerin entschuldigte sich und versprach, künftig jeden Monat dreissig Pfund, also 35 Franken, für den Unterhalt der Jurassic Coast zu spenden.

«Wow», sagt von Xenia Tchoumi, als wir ihr die Geschichte erzählen. Sie fasst sich an den Kopf. «Die Leute müssen denken, Influencer sind dumm, aber es gibt auch intelligente.» Wir sind mit der Schweizer-Italienerin per Videotelefonie verbunden. Sie sitzt vor dem Handy in ihrer Londoner Wohnung. Tchoumitcheva, wie sie mit vollem Nachnamen heisst, ist die erfolgreichste Vize-Miss-Schweiz aller Zeiten, eine prägende Figur der Schweizer Social-Media-Szene, kurz: eine Influencerin.

## Kraft des Werbeträgers

Auf Instagram erreicht sie 1,7 Millionen Menschen, auf Facebook knapp 6 Millionen. Hinzu kommen Hunderttausende auf Snapchat und Zehntausende auf Tiktok. Um erfolgreich zu sein, müssten die Inhalte für möglichst viele Leute interessant sein, sagt Tchoumi, die Ökonomie studiert hat. Wer sich nur an ein Nischenpublikum richte, habe keine Chance.

Damit lässt sich ordentlich Geld verdienen. Im Influencer-Business gilt die Ein-Prozent-Regel: Wer 20 000 Menschen auf sein Profil lockt, kann mit 200 Franken pro Post rechnen. Ob der Verdienst linear ansteigt, kommt auf die Kraft des Werbeträgers an und darauf, ob seine Follower



Feminismus und Fashion: Unternehmerin Tchoumi.

echt sind. Umgelegt auf Tchoumi, ergäbe dies einen Umsatz von mehreren Millionen Franken jährlich, weil alle, die sich für sie interessieren, echt seien, wie sie beteuert. Wie viel sie verdient, will Tchoumi nicht verraten. «Millionen pro Jahr sind es aber nicht.»

Um möglichst viele Leute anzusprechen, dürfe ein Post «nicht zu intelligent sein», formuliert es Tchoumi. Planlos, ohne Verstand, so wie Alexandra Milam, feuere sie nicht drauflos. Auch einen Post, wie ihn Mimi Jäger unlängst publizierte – die 37-jährige Sportlerin lästerte über «Black Lives Matter»-Demonstranten, weil diese die Corona-Regeln nicht einhielten –, würde sie nie absetzen. Nicht wegen der Thematik. Die Bewegung befürworte sie. Aber sie bedenke vor jedem Bild oder Video ihre Botschaft.

«Influencer zu sein, heisst, eine Stimme zu haben, ich habe eine Verantwortung.»

Ihr Lieblingsthema ist «Female Empowerment», Tchoumi bezeichnet sich als Feministin. «Viele Leute glauben, ich sei gegen Männer. Aber das stimmt nicht, ich liebe Männer. Mir geht es um Gleichberechtigung!» Ihre besten Freunde seien männlich, ihr Lebenspartner wie sie Feminist, was sie «fantastisch» findet, weil er ausserhalb gängiger Muster denke.

## Handtaschen, Schuhe, Kleider

Denkt sie an ihre Anfänge zurück, geniert sie sich ein bisschen. Sie erwähnt einen «schrecklichen Post, irgendwo an einem Strand». Heute, rund zehn Jahre später, bewirbt sie Luxusartikel: Handtaschen, Schuhe, Kleider. Auf die Frage, was sie an dieser Arbeit reize und wie sie sie mit dem Feminismus zusammenbringe, sagt sie: «Klar, es ist ein wenig oberflächlich. Aber so habe ich Einfluss auf Themen, die mir wichtig sind.» Tchoumi ist digitale Unternehmerin. Sie bietet auch Online-Beratung an. Früher veröffentlichte sie Kolumnen beim *Schweizer Monat*. Heute unterhält sie einen Blog, wo sie über Philosophie und Internetthemen schreibt. Im Dezember soll ihr erstes Buch erscheinen.

Täglich notiert sie ihre Gedanken in einem Tagebuch: «Ich mache nicht nur Instagram.»

Was ohne Miss-Schweiz-Wahl aus ihr geworden wäre, davon hat Tchoumi eine genaue Vorstellung: Aktienhändlerin. Tatsächlich arbeitete sie einst als Praktikantin bei einer Investmentbank. Einen Job als Angestellte könne sie sich aber nicht mehr vorstellen. An ihren Lifestyle habe sie sich gewöhnt, an den Glamour, den Luxus, das Reisen und die Partys.

Kein Tag gleiche dem anderen, sagt sie. Und vor allem sei sie ständig auf Trab, weshalb sie ihre wenigen freien Wochenenden umso mehr geniesse. Am liebsten zu Hause, wo sie Karten spiele, eine Dokumentation oder Netflix schaue. Über sich selbst sagt die talentierte Influencerin: «Eigentlich bin ich ziemlich langweilig.»

# Misstöne im All

Die Nasa hat eine neue Mission:  
Sie will das Universum politisch korrekt entrümpeln.

Rolf Hürzeler

**D**er Mohrenkopf-Produzent Robert Dabler aus Waltenschwil wird die politisch korrekten Kritiker seiner Süßwaren auf den Mond gewünscht haben. Sein Wunsch ist nun in Erfüllung gegangen. Tatsächlich können sich die Mahner jetzt sogar im Orbit für eine bessere Welt einsetzen.

Die Nasa erteilte ihnen nämlich dieser Tage die *licence to moan* im Ausserirdischen, die Lizenz über Misstöne im All zu jammern. Die amerikanischen Weltraumforscher wollen die Übernamen von kosmischen Erscheinungen wie Planeten, Galaxien oder stellaren Nebeln politisch sauber umbenennen, wie die Organisation in einer Pressemitteilung bekanntgegeben hat.

Der semantische Vorstoss der Nasa in den Orbit belegt, dass die politische Korrektheit nunmehr exterritorial geworden ist. Mahner können dank der Nasa nun im wörtlichen Sinn ihren gedanklichen Horizont über das kleinkariert Irdische hinaus erweitern – in die Unendlichkeit des Alls.

Die Organisation verzichtet nach eigener Angabe neuerdings darauf, den planetarischen Nebel NGC 2392 als «Eskimonebel» zu bezeichnen. Beim Wort «Eskimo» handle es sich um «einen kolonialen Begriff mit rassistischer Vergangenheit», der die Völker arktischer Regionen diskriminiere. Ebenso verwerflich ist laut Nasa der Name «Siamesische Zwillinge» für zwei stellare Konstellationen, die aus irdischer Sicht eng verknüpft erscheinen, denn dahinter stecke die Diskriminierung schwer beeinträchtigter Menschen. Diese Galaxie ist indes im Sternbild «Virgo Galaxy Cluster» verortet, wobei «Jungfrau» für die Nasa anscheinend politisch gerade noch verkraftbar ist, auch wenn sich Ex-Jungfrauen übergangen fühlen könnten.

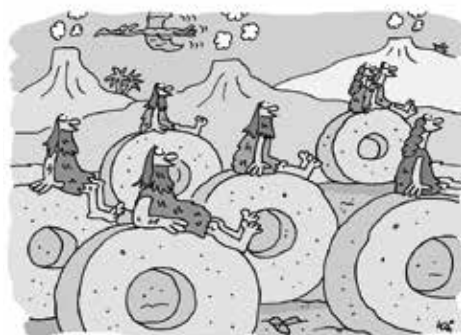
Die Weltraumorganisation verschweigt indes, wie die neuen Namen lauten sollen, denn «NGC4567 und NGC4568» geht nun mal nicht allen leicht über die Lippen. Oder profaner: Die Bezeichnung «Bei-Geburt-miteinander-verwachsene-Zwillinge» für «Siamesische Zwillinge» wäre zwar möglicherweise richtig, aber nicht wirklich romantisch, wenn man nachts in den Himmel guckt. Eine Menge Arbeit erwartet die galaktischen Sprachhüter, wie ein Blick auf die

Namen der Sternbilder zeigt. Ein «Kentaur» ist in weiblicher Variante kaum denkbar, er lässt sich mit etwas Fantasie höchstens sächlich umformen in «das Kentaur», zumal das Wesen nicht wirklich existiert. Das Sternbild «Herakles» dagegen ist als Inbegriff des Machos wohl nur in männlicher Form denkbar. Es sei denn, man taufe den Helden nach einer seiner zahlreichen Frauen um – etwa in Megara, Omphale, Deianeira. Wobei das ein bisschen nach Vielweiberei tönt, die es seit längerem generell schwer hat.

Erstaunlich ist, dass die Nasa-Leute Zeit finden, um sich mit solchen Fragen zu befassen. Man sollte doch meinen, die hätten in Houston an anderes zu denken, wenn sie dereinst ihre netten Astronautinnen auf den Mars schicken wollen – oder doch eher auf die «Märsin»?

Der Schweizer Nasa-Forschungschef Thomas Zurbuchen (korrekter Fachtitel: Associate Administrator for the Science Mission Directorate) lässt sich in der Pressemitteilung mit den folgenden Worten zitieren: «Unser Ziel ist es, dass alle Namen mit unseren Werten der Vielfalt und Nicht-Diskriminierung übereinstimmen. Wir werden proaktiv mit der wissenschaftlichen Gemeinschaft zusammenarbeiten, um dies sicherzustellen. Wissenschaft ist für alle da, und jede Facette unserer Arbeit muss diesen Wert widerspiegeln.»

Damit ist klar, dass ein sendungsbewusster «Stier» diese Leute geritten hat, als sie sich zu diesem kleinen Schritt der politischen Korrektheit entschieden haben, der vielleicht dereinst ein grosser Sprung für die Menschheit sein wird.



Das erste Autokino



THIEL

## Kreislaufwirtschaft

**Baggerfahrer:** Beeindruckend, wie trotz Krise gebaut wird.

**Kranführer:** Ja, das ist die Pensionskasse, die hier baut. Die hat noch Geld.

**Baggerfahrer:** Da bin ich aber froh, dass die noch Geld hat, denn das heisst, dass wenigstens unsere Pensionskassengelder sicher sind.

**Kranführer:** Natürlich sind die sicher, denn sie werden ja in Immobilien investiert.

**Baggerfahrer:** Immobilien sind halt nach wie vor die sicherste Investition.

**Kranführer:** Sobald ich genügend Pensionskassenguthaben zusammengespart habe, werde ich selber auch bauen.

**Baggerfahrer:** Und bis dahin baut die Pensionskasse mit deinem Geld.

**Kranführer:** Naja, indem die Pensionskasse mein Pensionskassenguthaben in Immobilien investiert, treibt sie auch die Immobilienpreise nach oben. Und das heisst, dass ich mir noch mehr Pensionskassenguthaben zusammensparen muss, bis ich mir selber ein Haus leisten kann. Und mit diesem Geld baut dann die Pensionskasse schon wieder, bevor ich selber damit bauen kann.

**Baggerfahrer:** So haben wir wenigstens immer Arbeit.

**Kranführer:** Stimmt, denn wenn die Pensionskasse unser Geld nicht in Immobilien investieren könnte, würden zwar die Immobilienpreise sinken, aber unser Pensionskassenguthaben nähme ebenfalls ab.

**Baggerfahrer:** Und Arbeit gäbe es dann auch nicht mehr so viel, und unsere Löhne kämen unter Druck.

**Kranführer:** Aber indem die Pensionskasse dauernd baut, sind unsere Löhne sicher, und wir können uns eine schöne Wohnung leisten, bis wir dann mal selber bauen können.

**Baggerfahrer:** Ich fühle mich auch als Mieter ganz wohl.

**Kranführer:** So ein Mietverhältnis kann allerdings jederzeit aufgekündigt werden.

**Baggerfahrer:** Ich habe einen sehr guten Vermieter, dem an einem langfristigen Mietverhältnis gelegen ist.

**Kranführer:** Wer ist dein Vermieter?

**Baggerfahrer:** Die Pensionskasse.

Andreas Thiel

# Wo sind die Toten?

Die Virus-Ansteckungen nehmen zu, aber die Sterblichkeit wird geringer. Was steckt dahinter? Welche Möglichkeiten hat die Politik?

Beat Gygi

Die Corona-Politik von Bund und Kantonen wird stark durch die Entwicklung der Infektionen geleitet. «Das Virus bestimmt das Tempo», lautet eine typische Redewendung von Bundesräten und Verwaltungsleuten. Das Virus bestimmt auch die Stimmung im Lande. Kaum ein Tag ohne die Frage: Wie viele Ansteckungen meldet das Bundesamt heute? «Wenige» heisst, das Volk erhält Lob aus Politik, Verwaltung und Medien, «viele» führt zu besorgten Experten-Appellen und Andeutungen von Schliessungsmassnahmen – wie gerade jetzt. «Diesen kontinuierlichen Anstieg in den Wochenzahlen, den hätten wir alle lieber nicht», meinte Stefan Kuster, Corona-Experte im Bundesamt für Gesundheit (BAG), an der Pressekonferenz des Bundes vor Tagen.

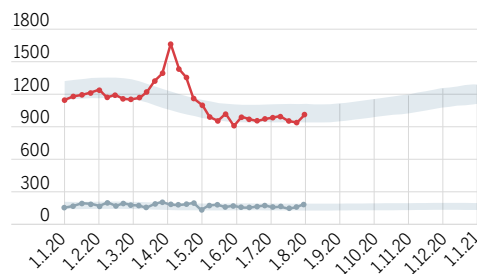
Gebannt schaut die Regierung in ihrem Cockpit auf das Instrument «Infektionszahlen», dabei ist dieses lotterhaft ungenau. Viele Leute mit positivem Testergebnis spüren nichts oder wenig von einer Krankheit. Unbekannt ist auch, wann ein positiver Test Ansteckung bedeutet und wann lediglich unschädliche Virenrümpfer nachgewiesen werden. Zudem betreibt man das Testen nicht systematisch via informative Stichproben aus der Bevölkerung, sondern, wie es gerade kommt. Ärztemeldungen an die Behörden sind lücken- bis fehlerhaft und Kontakt-Rückverfolgungen bringen bisher weniger als erhofft.

## Weniger manipulierbare Zahlen

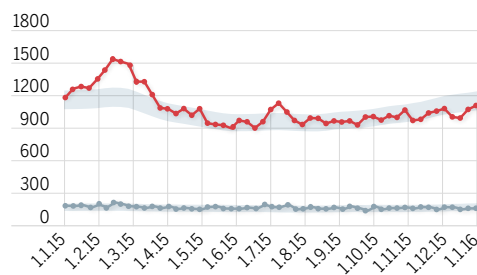
Vor allem ist die Frage offen: Was ist der Zusammenhang zwischen gemeldeten Ansteckungen und lebensgefährlicher Bedrohung? Wie tödlich ist die Virus-Plage für die Menschen? Oder zugespitzt: Wo sind die Toten? Seit Wochen gibt es in der Schweiz trotz wieder gestiegenen Ansteckungszahlen konstant wenige Todesfälle, sie streben fast in allen Kantonen gegen null. Marcel Tanner, Epidemiologe am Schweizerischen Tropeninstitut und an der Universität Basel sowie Mitglied der wissenschaftlichen Swiss National Covid-19 Science Task Force des Bundes, erklärt dazu: «Die Sterblichkeit hat sich verringert, weil sich ja auch die Alterszusammensetzung der Infizierten ver-

## Die Sterblichkeit nimmt ab

Anzahl Todesfälle in der Schweiz pro Woche, Jahr 2020



Anzahl Todesfälle in der Schweiz pro Woche, Jahr 2015



■ 65 Jahre und älter ■ 0–64 Jahre  
■ Bandbreite der langfristigen Erfahrungswerte

QUELLE: BFS – TODESURSACHENSTATISTIK

ändert hat.» Vorher war die Hälfte der Ansteckungsfälle jünger als 52 Jahre und dieser Medianwert ist auf 33 Jahre gesunken – auch weil das Testen breitere Kreise erfasste.

Wären also Sterbedaten nicht der objektivere Massstab zum Beurteilen der Bedrohungslage? Kuster hat an der Pressekonferenz sogar selber Andeutungen gemacht: «Die Todesfälle sind ein gutes Zeichen, um ein bisschen zu abstrahieren zwischen Ländern, die mehr testen, und andern, die weniger testen.» Es gibt aber einen Einwand: Die Corona-Sterbestatistiken sind ebenfalls unzuverlässig, denn offiziell wird «gestorben im Zusammenhang mit Corona» notiert, egal, ob «mit» oder «an» Corona; eine Klärung der genauen Todesursachen fehlt.

Viel weniger manipulierbar sind die summierten Sterbezahlen, also ohne Aufteilung nach Todesursachen. Und da zeigt sich seit Mai in der Schweiz eine deutliche Abnahme. Die Grafik weist für die Sterbezahlen pro Woche im

Jahr 2020 (oberer Teil) in der Corona-Phase im April bei den Älteren ab 65 Jahren (rote Kurve) kurzfristig Spitzenwerte aus, die über die Bandbreite langjähriger Erfahrungswerte hinausgehen. In den anschliessenden Wochen sinkt die Kurve rasch, dann sind sogar weniger Leute gestorben als im langjährigen Durchschnitt. Für Personen bis 64 Jahre (blaue Kurve) blieben die Sterbehäufigkeiten praktisch im üblichen Korridor. Das Bild von 2020 zeigt grosse Ähnlichkeit mit dem Jahr 2015, das im Frühling durch eine starke Grippewelle und später durch Hitze geprägt war. Zählt man die Todesfälle Januar bis Anfang August zusammen, sind 2020 Menschen gestorben wie im Grippejahr 2015.

## Faktor Kreuzimmunität

Wenn die Sterblichkeit zurückgegangen ist wie in vielen anderen Ländern auch: Wäre es dann nicht besser, in der Epidemienpolitik jetzt eher auf Todesfallzahlen zu achten statt auf die Ansteckungen? Tanners Einschätzung: «Die Frage kann man stellen, aber wenn man das tut, berücksichtigt man die besonderen Risikogruppen nicht.» Zu sagen, die Lage sei ja nicht mehr so schlimm und man könne dem Geschehen freien Lauf lassen, liefe auf eine sogenannte kontrollierte Durchseuchung der Bevölkerung hinaus. Er sei dagegen, weil – wie die Daten nun klar zeigten – eine dauerhafte Immunität nicht eintrete und die Immunantwort bei Exponierten sehr heterogen, kurzlebig und nicht immer schützend sei. Man müsse die Bedürfnisse der gesamten Gesellschaft berücksichtigen, den Leuten zeigen, wie und wo das Virus sich via Ansteckungen ausbreite und was dagegen vorzukehren sei.

Deutet die geringere Sterblichkeit nicht darauf hin, dass das Virus weniger gefährlich, harmloser geworden ist? «Das vorsichtige Verhalten der Menschen hat die Bedrohung verringert, aber die Gefährlichkeit des Virus als biologisches Objekt hat sich nicht geändert», meint Tanner. Wie andere Wissenschaftler ist auch er der Ansicht, eine gewisse Kreuzimmunität aus der Konfrontation mit anderen Corona-Viren spiele für die Widerstandskraft der Menschen eventuell eine wichtigere Rolle als bisher gedacht.

# Neue Normalität

Die Maske ist das Symbol der Globalisierung geworden, ein Grenzen überschreitendes, kulturübergreifendes, Solidarität simulierendes Accessoire der Krise.



Niemals hätte ich es für möglich gehalten, dass ich einen solchen Satz je sagen, aufschreiben oder auch nur denken würde: «Ich habe Angst!» Nicht, weil ich Angst für einen schlechten Ratgeber hielte – im Gegenteil, die Lebenserwartung von Feiglingen dürfte wesentlich grösser sein als die von Helden. Nun ist es aber passiert. Ich habe Angst. Ein Gefühl, das mich bis vor kurzem nur bei nächtlichen Autofahrten überkam, wenn ich von Rasern überholt wurde, die mit 200 Stundenkilometern und mehr an mir vorbeirauschten.

Es gibt ein weites Angebot an Ängsten. Flugangst, Höhenangst, Angst vor dem Aufenthalt in geschlossenen Räumen (Klaustrophobie), Platzangst (Agoraphobie), Angst vor Spinnen (Arachnophobie), Angst vor Männern (Androphobie), Angst vor Frauen (Gynophobie), Angst vor feuchten Träumen (Oneirogmophobie), Angst vor Hunden (Kynophobie), Angst vor der Arbeit (Ergophobie), Angst vor der Zahl vier (Tetraphobie), Angst vor sich selbst (Autophobie), Angst vor alten Menschen (Gerontophobie), Angst vor Licht (Photophobie), Angst vor der Angst (Phobophobie).

Meine Angst hat keinen Namen. Nennen wir sie einfach Coronaphobie.

Die Symptome sind eindeutig und weisen auf eine Zwangsstörung hin. Schlechter Schlaf, grausame Träume, allgemeine Unruhe, Gereiztheit im Umgang mit Menschen, Kontrollverlust in konfrontativen Situationen, Vergesslichkeit, Konzentrationsprobleme.

Jede neue Meldung – wie zum Beispiel die, «Maskenmuffel» müssten demnächst, je nach Bundesland, «Bussgelder» zwischen 20 und 500

Euro zahlen, oder jene: Infolge der Corona-Krise könnte das Wasser in Deutschland knapp werden – treibt das Karussell der Angst weiter an.

Ich könnte natürlich dem Beispiel einiger Freunde folgen und buchstäblich abschalten, keine «Tagesthemen», kein «Heute-Journal», kein Corona-Special. Was hilft es mir, zu wissen, wie viele Neuinfektionen es an einem Tag in Bayern oder Nordrhein-Westfalen gegeben hat? Wie viele Menschen «an oder mit Corona» gestern gestorben sind?

Was soll ich tun, nachdem ich erfahren habe, dass sich die Zahl der Infizierten weltweit innerhalb von nur sechs Wochen von 10 auf 20 Mil-

*Eine Ausnahmesituation soll zum Normalfall werden? Keiner darf aus der Reihe tanzen.*

lionen verdoppelt hat? Noch mehr auf Abstand achten und die Hände öfter waschen?

Nur – ich kann nicht abschalten, die Angst will gefüttert werden, täglich aufs Neue, morgens, mittags, abends und auch zwischendurch. Ich habe schon überlegt, es mit Yoga oder autogenem Training zu versuchen, die Idee aber fallenlassen, weil ich sie doch zu albern fand; ich würde auch nicht Globuli nehmen, um eine Zahnwurzelentzündung zu behandeln.

Dafür trage ich eine Maske – bei Aldi und Rossmann, beim Tanken und Geldabheben –, die neuerdings «Alltagsmaske» heisst, was kein Zufall, sondern ein Hinweis darauf ist, dass sie auf unabsehbare Zeit zu unserem Alltag gehören wird. Der spanische König Felipe VI. und

seine charmante Frau Letizia tragen bei einem Ausflug nach Mallorca Masken, die vollbärtigen Teilnehmer der Loja Dschirga, der grossen Versammlung in Kabul, ebenfalls. Die Maske ist das Symbol der Globalisierung geworden, ein Grenzen überschreitendes, kulturübergreifendes, Solidarität simulierendes Accessoire der Krise.

«Je mehr Menschen in der Öffentlichkeit jetzt Masken tragen, desto normaler wird es für alle», sagt der «Fernsehmoderator, Arzt, Kabarettist und Schriftsteller» Eckart von Hirschhausen. «Wir brauchen eine neue Normalität in dieser Ausnahmesituation. Wir sind alle Teil eines grossen Sozialexperiments, einer globalen Studie, eines Testfalls, den es so noch nicht gab.»

Wenn ich solche Sätze höre oder lese, bricht bei mir der Angstschweiss aus. Es ist, als würde mir jemand ein mit Chloroform getränktes Tuch ins Gesicht drücken und warten, bis ich umfalle. Eine Ausnahmesituation soll zum Normalfall werden? Dafür müssen alle mitmachen, keiner darf aus der Reihe tanzen. Not kennt kein Gebot. Ich weigere mich, Teil eines grossen Sozialexperiments zu sein, einer globalen Studie, eines Testfalls, den es so noch nicht gab. Ich denke, es hat schon genug soziale Experimente gegeben, die Millionen von Menschen das Leben gekostet haben.

Die «neue Normalität», die derzeit mehrmals täglich ausgerufen wird, ist ein Euphemismus für ein Modell, das man früher «Volksgemeinschaft» genannt hat, nur dass sie diesmal als ein globales Projekt deklariert wird.

Das Sozialexperiment ist auf Dauer angelegt, es wird keine Rückkehr zur «alten Normalität» geben.

# Die Angst der Akademiker vor dem sozialen Abstieg

Viele Akademikerkinder schafft es zum Leidwesen der Eltern nicht ins Gymnasium. Alles halb so schlimm?

Katharina Fontana

Es ist ein heikles Thema, über das unter gebildeten Eltern nicht gerne gesprochen wird, und wenn doch, ist oft Heuchelei im Spiel. Die Sorge, dass das eigene Kind es nicht ins Gymnasium schafft, nicht die Matur macht, nie eine Universität von innen sehen wird, ist etwas, was zahlreiche Akademikereltern umtreibt. Das sagt man nicht gerne, man will ja nicht elitär, überambitioniert oder gar verzweifelt wirken. Doch die Laufbahn, die sie selber absolviert haben, ist für viele Akademikereltern das, was sie sich auch für ihren Nachwuchs wünschen beziehungsweise von ihm erwarten. Im Gymnasium, und nur dort, erhält man in jungen Jahren eine breite Bildung, liest die Klassiker, lernt (vielleicht) Latein, ist zusammen mit anderen leistungsstarken Kindern in der Klasse.

Die Enttäuschung, wenn es anders kommt und ihr Kind nicht zu den gut 20 Prozent gehört, die im Schweizer Durchschnitt das Gymnasium besuchen und die Matur machen, ist für viele Mütter und Väter bitter. «Hauptsache, er lernt einen Beruf, in dem er zufrieden ist», sagen dann die Juristin und der Ökonom tapfer, wenn ihr Sohn trotz aller Hilfe nicht den gewünschten Schulerfolg hat und schliesslich eine Lehre zum Sanitärinstallateur macht. Meist verbunden mit dem Zusatz, dass das Bildungssystem heute ja glücklicherweise durchlässig sei und der Weg zur Berufsmatur und an eine höhere Schule damit sozusagen schon vorgezeichnet.

## Förderung der Eliten

Dass Kinder von Akademikern bildungsmässig abrutschen, ist keine Ausnahme, beileibe nicht. Laut einer Studie des Schweizerischen Wissenschaftsrats von 2018, basierend auf einer Zufallsstichprobe, erwarben gut 52 Prozent der um 1985 geborenen Kinder aus Akademikerhaushalten die Matur und konnten damit an einer Universität studieren, weitere gut 7 Prozent machten die Berufsmatur und erhielten den Zugang zu einer höheren Schule. Das sind insgesamt rund 60 Prozent – was bedeutet, dass 40 Prozent der Akademikerkinder einen anderen Weg ein-

schlagen, eine Lehre beginnen oder bloss die obligatorische Schule abschliessen.

In dieselbe Richtung weisen die Zahlen des Bundesamts für Statistik zur Bildungsmobilität. Demzufolge machen fast 40 Prozent der in der Schweiz geborenen Kinder, die aus Familien stammen, bei denen ein Elternteil einen Tertiärabschluss besitzt – also die Universität, eine Fachhochschule beziehungsweise eine pädagogische Hochschule oder eine höhere Berufsschule besucht hat –, punkto Bildung einen Schritt zurück, bei Kindern von Einwanderern sind es mit rund 30 Prozent etwas weniger. Neben den Absteigern gibt es auch die Aufsteiger: Gut 35 Prozent der Kinder, deren Eltern eine Berufslehre absolviert haben, klettern die Bildungsleiter nach oben und erreichen einen Abschluss an einer höheren Berufsschule bis hin zur Universität.

40 Prozent der Kinder aus gebildetem Haus, die absteigen – das ist eine erstaunlich hohe Zahl und widerspricht dem geläufigen Bild, dass Akademiker sich von Generation zu Generation reproduzieren und praktisch jeder Professorensohn und jede Arzttochter es den Eltern gleichtun wird. Die Zahl scheint umso höher, wenn man bedenkt, dass gebildete Frauen – von denen es immer mehr gibt – vorzugsweise gebildete Män-

ner heiraten und es also immer mehr Elternpaare gibt, bei denen beide, Mutter und Vater, einen akademischen Abschluss besitzen. Vor allem für Mütter sei es ein fast unüberwindliches Problem, wenn das Kind trotz intensiver Förderung den Erwartungen nicht gerecht werde, meint die Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm. «Denn oft treten sie zugunsten der Familie im Beruf kürzer und fragen sich deshalb, ob sich ihre Investition gelohnt hat, wenn der Sprössling aus ihrer Sicht derart scheitert.»

Man mag sich über die Akademikereltern mokieren, die panisch alle Kräfte mobilisieren, um den Abstieg ihres Kindes zu verhindern. Doch ihr Dilemma ist nachvollziehbar; sich von der Vorstellung zu verabschieden, dass der Nachwuchs die Matur macht und studiert, ist nicht einfach. Das hat durchaus Gründe. Mit der Bildungsexpansion und der Akademisierungswelle der letzten Jahrzehnte hat sich in den Köpfen allgemein die Auffassung verfestigt, dass Bildung über allem stehe und immer mehr Menschen immer höhere Abschlüsse erreichen sollten. Die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) etwa ist auf die Förderung der Bildungseliten geradezu fixiert und hält eine Erhöhung der Akademikerpopulation in der Schweiz für unbedingt erstrebenswert. Auch der Schweizerische Wissenschaftsrat hält das Gymnasium und die Universität für den Königsweg und findet – wenn auch verblümt formuliert –, dass der Akademikerstatus die Topklasse in Gesellschaft und Beruf darstelle.

Eine andere Auffassung vertritt der Bildungsökonom Stefan C. Wolter von der Universität Bern, der den alle vier Jahre erscheinenden «Bildungsbericht Schweiz» verfasst. Auf dem Arbeitsmarkt würden alle tertiären Ausbildungen gleich gut abschneiden, sagt er. Und auch wer eine Berufslehre absolviere, sei vor Arbeitslosigkeit praktisch gleich gut geschützt wie Personen mit Tertiärausbildung – in anderen Ländern sehe dies häufig anders aus. Dass der Gang an die Universität nicht unbedingt der beste und in jedem Fall nicht der einzig erfolgversprechende Weg ist, wissen auch die meis-



ten Akademikereltern – sofern sie nicht frisch zugewandert sind und den Wert der hiesigen Berufsbildung und der Fachhochschulen vielleicht noch nicht kennen. Warum setzen sie dennoch häufig alles daran, dass ihr Kind ans Gymnasium und an die Uni geht?

«Es geht um den sozialen Status, und dafür sind die Eltern bereit, ökonomische Nachteile in Kauf zu nehmen», sagt Wolter. «Salopp gesagt, ist es ihnen lieber, dass ihre Tochter eine arbeitslose Kunsthistorikerin ist als eine erfolgreiche Ingenieurin, die ihren Abschluss an einer Fachhochschule gemacht hat.» Der soziale Status habe sich entkoppelt von der ökonomischen Leistungsfähigkeit. Das sei ein kulturelles Phänomen: «Bildung bringt Sozialprestige: Während früher jene Leute als wichtig galten, die tüchtig waren und Steuern zahlten, sind es heute Personen mit Uni-Abschluss».

### Klügere Studienwahl

Dass Akademikerkinder an Gymnasien und Universitäten heute deutlich übervertreten sind, sieht Wolter nicht als problematisch an – und stellt sich damit gegen den Mainstream, nach dem das Schweizer Bildungssystem empörend ungerecht sei. Nehme man die anderen tertiären Abschlüsse, von Hochschulen und von höheren Berufsschulen, dazu, gleiche sich das aus, sagt

Wolter; die Schweiz sei eines der Länder mit der höchsten Gleichheit im Bildungssystem. Für bedenklicher hält der Bildungsökonom dagegen den Umstand, dass Kinder aus Akademikerhaushalten an den Universitäten vor allem in der Medizin und den technischen Wissenschaften zu finden seien, sodann in den Wirtschafts- und den Rechtswissenschaften. «Ist der Vater Arzt oder Jurist, wird es der Sohn oder die Tochter auch» – eine Bildungselite über mehrere Generatio-

### Lieber arbeitslose Kunsthistorikerin als erfolgreiche Ingenieurin mit Fachhochschul-Abschluss.

nen hinweg. Es seien diese Berufskategorien, die das höchste Lebenseinkommen erzielen; «Juristen, Ärzte und Leute mit Managementfunktionen können eigentliche Superstar-Löhne vorweisen.» Töchter und Söhne aus Nichtakademikerfamilien würden demgegenüber öfter Geisteswissenschaften wählen – also Fächer, die nicht unbedingt ein glänzendes berufliches Fortkommen versprechen und bei denen es für Absolventen oft schwer ist, einen qualifizierten Job zu finden. Akademikerkinder scheinen bei der Studienwahl demnach geschickter vorzugehen und tendenziell Studiengänge zu

wählen, mit denen sie den ökonomischen Status halten können.

Interessante Aspekte zum Einkommen liefert eine Studie der Universität St. Gallen zur intergenerationellen Lohnmobilität, die dieser Tage erschienen ist. Die Autoren Patrick Chuard und Veronica Grassi untersuchten Daten von Kindern, die zwischen 1967 bis 1984 in der Schweiz geboren wurden, und stellten fest, dass die Löhne der jüngeren Generation nur in geringem Mass durch die Position der Eltern vorbestimmt ist – man kann aus einem Arbeiterhaushalt stammen und es dank dem starken dualen Bildungssystem lohnässig trotzdem sehr weit nach oben schaffen, die Einkommensklassen sind durchlässig.

Zwar gibt es laut Patrick Chuard Hinweise darauf, dass Matura und Universitätsabschluss wichtig sein können, um es ins oberste Fünftel der Einkommenshierarchie zu schaffen, doch sei dies keine Regel. Ein begabter junger Mensch könne es mit Lehre und Fachhochschule ebenfalls weit bringen. Das deckt sich mit der Ansicht von Bildungsökonom Wolter: Sehe man von den eigentlichen Superstar-Löhnen ab, würden sich die Einkommen der verschiedenen Ausbildungsformen so stark überschneiden, dass die alte Weisheit «Lieber ein guter Stift als ein schlechter Student» auch lohnässig heute noch stimme.



# Schlafwohl

Markenmatratzen & Bettsysteme

 SINCE 2006

**15%  
Rabatt  
+ gratis  
Kissen \***





1'790.-	TEMPUR Elite 25 Matratze Grösse 90 x 200cm
+ 209.-	All Around TEMPUR Kissen
= 1'999.-	Gesamt Katalogpreis
- 270.- - 209.-	Rabatt Gratis All Around TEMPUR Kissen
<b>1'520.-</b>	<b>Gesamtpreis</b>

Preisbeispiel in CHF UVP

\* Gültig beim Kauf von einer Tempur Elite 25 Matratze in allen Standardgrössen. Gratis Tempur Schlafkissen nach Wahl. Nicht mit anderen Aktionen kummulierbar. Aktion gültig bis 12. September 2020

• Kompetente und exklusive Fachberatung • Alle Matratzen zum garantiert besten Preis  
• Probeschlafen bei Ihnen zu Hause • Gratis Lieferung, Montage und Entsorgung

Bettenfachgeschäft Schlafwohl  
www.schlafwohl.ch | Telefon 044 700 01 09

**Unsere Fachgeschäfte:** Zürich | Bern | Basel  
St. Gallen | Winterthur | Baar | Chur | Mellingen

Sparen Sie bis **76%!**\*



## Probelesen und 5 Tage Luxusferien gewinnen!

Geniessen Sie zu zweit 5 Nächte in einer Luxussuite im legendären \*\*\*\*\*Hotel Klosterbräu im Tirol.

- ¾-Vital-Gourmet-Pension
- 3500 m² grosser Spa-Bereich
- Aperitif mit der Gastgeberfamilie (Di. & Fr.)
- Aktivitätenprogramm
- Younique® Services



Alle Details auf [www.abo24.ch](http://www.abo24.ch)



Die Tageszeitung für den Aargau. **36 Ausgaben für nur Fr. 30.-** statt Fr. 128.40\* **76% RABATT**

Die Tageszeitung für Basel. **36 Ausgaben für nur Fr. 30.-** statt Fr. 128.40\* **76% RABATT**

Ihr Ratgeber für die Themen des Alltags. **13 Ausgaben für nur Fr. 49.-** statt Fr. 90.-\* **45% RABATT**

Mit Bergwelten die Schönheit der Natur entdecken. **3 Ausgaben für nur Fr. 25.-** statt Fr. 27.-\* **7% RABATT**



Blick – der Blick der Schweiz. **50 Ausgaben für nur Fr. 35.-** statt Fr. 125.-\* **72% RABATT**

SonntagsBlick – Keiner bringt's wie wir. **13 Ausgaben für nur Fr. 29.-** statt Fr. 63.70\* **54% RABATT**

Jede Woche aktuell, spannend und nützlich. **13 Ausgaben für nur Fr. 39.-** statt Fr. 50.70\* **23% RABATT**

Das Schweizer Familien- und People-Magazin Nr. 1. **13 Ausgaben für nur Fr. 39.-** statt Fr. 63.70\* **39% RABATT**



Das führende Magazin für Bio- und Naturgarten. **3 Ausgaben für nur Fr. 20.-** statt Fr. 28.50\* **30% RABATT**

Die schönsten Seiten des Schweizer Landlebens. **8 Ausgaben für nur Fr. 39.-** statt Fr. 64.-\* **39% RABATT**

Einfach, raffiniert und gelingsicher kochen und backen. **4 Ausgaben für nur Fr. 19.-** statt Fr. 39.20\* **52% RABATT**

Die Tageszeitung der Zentralschweiz. **36 Ausgaben für nur Fr. 30.-** statt Fr. 128.40\* **76% RABATT**

Mix aus Gesundheit, Natur, Spiritualität und Gesellschaft. **4 Ausgaben für nur Fr. 20.-** statt Fr. 39.20\* **49% RABATT**

Fachzeitschrift rund um Computer, Smartphone & Co. **6+1 Ausgaben für nur Fr. 34.-** statt Fr. 40.-\* **15% RABATT**

Die Tageszeitung der Ostschweiz. **36 Ausgaben für nur Fr. 30.-** statt Fr. 128.40\* **76% RABATT**

Die meistgelesene Schweizer Wanderzeitschrift. **8 Ausgaben für nur Fr. 65.-** statt Fr. 118.40\* **45% RABATT**



Die traditionsreiche Wochenzeitschrift für die ganze Familie. **8 Ausgaben für nur Fr. 20.-** statt Fr. 52.-\* **61% RABATT**

Für das komplette Lesevergnügen am Sonntag. **8 Ausgaben für nur Fr. 20.-** statt Fr. 48.-\* **58% RABATT**

annabelle – die stärkste Frauenzeitschrift der Schweiz. **4 Ausgaben für nur Fr. 34.-** statt Fr. 34.-\* **41% RABATT**

Die grösste abonnierte Tageszeitung der Schweiz. **30 Ausgaben für nur Fr. 20.-** statt Fr. 78.75\* **74% RABATT**



Das aktuellste wöchentliche TV-Magazin der Schweiz. **13 Ausgaben für nur Fr. 39.-** statt Fr. 58.50\* **33% RABATT**

Die Schweizer Zeitschrift für Tier und Natur. **12 Ausgaben für nur Fr. 25.-** statt Fr. 72.-\* **65% RABATT**

Die andere Sicht. **17 Ausgaben für nur Fr. 99.-** statt Fr. 153.-\* **35% RABATT**

Das Magazin für Menschen mit Lebenserfahrung. **5 Ausgaben für nur Fr. 20.-** statt Fr. 32.50\* **38% RABATT**

## Sparen & gewinnen!

**Ja,** ich möchte folgende/n Titel zur Probe lesen und bis zu 76% sparen. **Zusätzlich nehme ich an der Verlosung teil!**

Ihr Geschenk ab 2 Probe-Abos!

Bitte gewünschte/n Titel ankreuzen:

- |  |  |  |
|--|--|--|
| <input type="checkbox"/> Aargauer Zeitung              | <input type="checkbox"/> Bioterra              | <input type="checkbox"/> Schweizer Familie |
| <input type="checkbox"/> bz Zeitung f. d. Region Basel | <input type="checkbox"/> Schweizer LandLiebe   | <input type="checkbox"/> SonntagsZeitung   |
| <input type="checkbox"/> Beobachter                    | <input type="checkbox"/> le menu               | <input type="checkbox"/> annabelle         |
| <input type="checkbox"/> Bergwelten                    | <input type="checkbox"/> Luzerner Zeitung      | <input type="checkbox"/> Tages-Anzeiger    |
| <input type="checkbox"/> Blick                         | <input type="checkbox"/> natürlich             | <input type="checkbox"/> TELE              |
| <input type="checkbox"/> SonntagsBlick                 | <input type="checkbox"/> PCtipp                | <input type="checkbox"/> Tierwelt          |
| <input type="checkbox"/> GlücksPost                    | <input type="checkbox"/> St. Galler Tagblatt   | <input type="checkbox"/> Die Weltwoche     |
| <input type="checkbox"/> Schweizer Illustrierte        | <input type="checkbox"/> Wandermagazin Schweiz | <input type="checkbox"/> Zeitlupe          |

Vorname \_\_\_\_\_

Name \_\_\_\_\_

Strasse, Nr. \_\_\_\_\_

PLZ/Ort \_\_\_\_\_

Telefon \_\_\_\_\_

E-Mail \_\_\_\_\_

Coupon einsenden an: **abo24, Leserservice, Postfach, 8099 Zürich**

**Teilnahmebedingungen:** Jeder Bestelltalon nimmt an der Verlosung teil. Die Teilnahme ist unabhängig von einer Bestellung. Nur Wettbewerbsteilnahme auch kostenlos unter [www.abo24.ch](http://www.abo24.ch). Unfrankierte oder ungenügend frankierte Einsendungen werden von der Teilnahme ausgeschlossen. Teilnahmeberechtigt sind in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein wohnhafte Personen. Das Mindestalter für die Teilnahme ist 18 Jahre. Die Daten der Teilnehmer werden vertraulich behandelt. Die Teilnehmer erklären sich damit einverstanden, dass ihre Kontaktdaten von ShareMedia GmbH und deren Partnern zu Werbe- und Marketingzwecken verwendet werden können. Teilnehmer können dies durch eine Mitteilung an ShareMedia GmbH verhindern oder stoppen. Die Gewinner werden schriftlich informiert. Die Preise können nicht übertragen und nicht in bar ausbezahlt werden. Über die Verlosung wird keine Korrespondenz geführt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Teilnahmechluss ist der 31.12.2020.

Bestellen Sie jetzt per Coupon oder unter [www.abo24.ch](http://www.abo24.ch)

\* im Vergleich zum Einzelverkaufs- oder Abopreis. Gilt nur für Neubestellungen in der Schweiz (Preis inkl. MwSt. und Versandkosten).



# Die Legende vom heiligen Trinker

Literatur-Ikone Charles Bukowski feiert seinen 100. Geburtstag mit Whisky im Himmel. Als er noch in Los Angeles lebte, war ich drei Tage bei ihm. Was war er für ein witziger Buddha!

Matthias Matussek

Charles Bukowski war der Schwergewichtler des Underground. Er schrieb, wie andere boxen, *bam, bam, bam*. Als ich ihn zum ersten Mal traf, war er aus dem Größten raus: Er mähte den Rasen vor seiner Villa in San Pedro, einer Suburb von Los Angeles.

Er trug ein T-Shirt, auf das ein Gedicht gedruckt war: «Ich traf ein Genie im Zug / einen sechsjährigen Jungen / wir fahren zum Meer / als wir ankamen, sagte der Junge, / «Das ist nicht besonders schön» / ich habe das all die Jahre nicht bemerkt / der Junge war ein Genie.»

Das T-Shirt war zu eng, das Wort Genie in die Breite gezogen. G-e-n-i-e. Es handelte sich um einen gut gemästeten Hängebauch. Und um ein gutes Gedicht.

## Triumphaler Auftritt

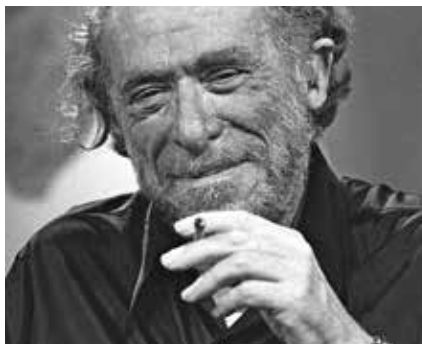
Bukowski war nun nicht mehr der Geheimtipp unserer Chaos-WGs in den frühen 1970ern, er war arriviert, hatte allein in Deutschland über 1,2 Millionen Bücher verkauft, Säufergeschichten, Verlierergeschichten, Hurengeschichten – harter Stoff, der wahrscheinlich heute nicht mehr publiziert werden könnte.

Doch schon damals klagte eine Feministin in *Konkret*: «Denkende Leserinnen finden überhaupt keine Chancen, sich mit dem weiblichen Handlungspersonal positiv zu identifizieren.» Der *Spiegel*, ein bisschen kürzer: «Bukowski ist eine alte Drecksau.» Und die *Zeit*, ein bisschen umständlicher: «Nach der «repressiven Entsublimierung» einiger gesellschaftlicher Tabuzonen steht der universellen Anerkennung Bukowskis nichts mehr im Wege.»

Ich hatte es also mit einer universell anerkannten Drecksau des Kulturbetriebs zu tun, mit der sich denkende Leserinnen nicht identifizieren konnten. Längst hatte er seinen triumphalen Auftritt in der Hamburger Markthalle hinter sich, den ihm sein Freund und kongenialer Übersetzer Carl Weissner organisiert hatte.

Ich kam in Begleitung meines Fotografen und Freundes Michael Montfort, der auch Bukowskis *buddy* war. Sowie einer ziemlich hinreissenden Schauspielerinnen, einer Jugendliebe, die er wohlwollend musterte.

Dieses Gesicht! Das Leben hatte es nicht gezeichnet, es war darauf herumgetrampelt. In diesen grobporigen Tälern und Wüsten hatten sich alle eingetragen: sein Vater, der ihn regelmässig verdrosch, wenn er sich schützend vor seine Mutter stellte; die Ärzte, die an seiner Jugendakne mit elektrischen Nadeln herumpfuschten; Polizisten mit ihren Knüppeln, Zuhälter, Säufer mit abgeschlagenen Flaschenhälsen, Huren mit ihren Fingernägeln.



«Wenn alles zu gut läuft, werde ich misstrauisch»: Bukowski, 1978.

Er war in Andernach nach dem Ersten Weltkrieg zur Welt gekommen, vor hundert Jahren, am 16. August 1920, weil die junge Katharina Fett dem amerikanischen Besatzungssoldaten Henry Bukowski vor die Füße gespuckt hatte, als sie sah, wie der Lebensmittel wegwarf. Das imponierte dem Kerl, so dass er sie heiratete.

Ihren Sohn nannten sie Heinrich Karl. In der Inflationszeit kehrte Henry Bukowski mit seiner jungen Familie zurück nach Los Angeles, magere Jahre, der Alte drosch auf ihn ein, und «Hank» floh in die Literatur, las Dostojewski, Lawrence, Schopenhauer. Er liess das College aus, trieb sich rum, jobbte als Leichenwäscher und Postbote und schrieb, wurde ausgemustert für den Zweiten Weltkrieg und schrieb weiter, bis sich kleine Underground-Magazine für ihn interessierten.

Das Zeug kam an, die Fan-Base wurde grösser, und wir lasen Anfang der 70er die «Notes of a Dirty Old Man» und fühlten uns wohl unter

den Losern von L. A., dem Kontrast-Programm zu Hollywoods Gewinnern.

## Ziemlich hysterische Theaterei

An diesem Tag sorgte seine Freundin Linda für eine Überraschung, Linda, die einen Naturkostladen betrieb, bevor sie Hank kennenlernte, die zierliche, blondlockige Linda mit dem Durchsetzungsvermögen eines Löwendompteurs, die ihn von Whisky auf Wein umgewöhnt hatte, Linda verkündete: «Hank und ich heiraten!»

Michael Montfort fiel der Kinnladen herunter, und ich staunte auch nicht schlecht, und meine Freundin verstand nicht, was los war, und legte eine ziemlich hysterische Theaterei hin, weil sie überhaupt nicht zu Wort kam.

Hank grinste nur in diesen hysterischen Sturm hinein und steckte sich eine weitere Beedi an, eine schmale indische Zigarette, ein gerolltes Schwarzholzblatt mit Tabak. «Ich weiss, das ruiniert meinen Ruf endgültig, aber schreib einfach, dass auch andere Leute schon geheiratet haben, auch Schriftsteller, und dass sie danach sogar weitergearbeitet haben.» Er schrieb noch ein gutes Dutzend Bücher mit Gedichten und Storys, autobiografische Romane, Filme, einen mit Mickey Rourke, gedreht vom Schweizer Barbet Schroeder.

Drei Tage verbrachten wir zusammen. Wir holten den Ring ab, der enger gemacht werden musste, besuchten die Rennbahn, feierten auf Spesen. Was war er für ein sanfter und witziger Buddha, den man nur lieben konnte.

Bevor ich wieder losfuhr, zeigte er mir sein Arbeitszimmer oben, das ein ziemlicher Kontrast zur adretten Wohnlandschaft unten war: Loch im Teppich, überquellender Aschenbecher, Sessel mit aufgesprungenem Polster, die Schreibmaschine wie ein Stück Treibholz. Das «Skid-Row-Zimmer» nannte er es. Er sagte: «Wenn alles zu gut läuft, werde ich misstrauisch. Das ist wie sterben.»

Er starb 1994 an Leukämie. An einem 9. März, meinem Geburtstag. Michael hatte mich angerufen. Zur Beerdigung schaffte ich es nicht.

Deshalb hier nun ein Cheers, Hank, du fehlst – das ist für dich!

# Was die Schweiz der CVP verdankt

Volksinitiative, Konkordanz, Umweltschutz: Die CVP hat die Schweiz zum Guten verändert. Nun muss sich die Partei selber wandeln, will sie weiterhin eine Rolle spielen.

Urs Altermatt

Die CVP-Fraktion stellt die älteste christlich-demokratische Parlamentsgruppe Europas mit ungebrochener Tradition dar. Ihre Ursprünge reichen in die Anfänge des Bundesstaats zurück und wurzeln im politischen Katholizismus. Wie ich in meinem Buch «Das historische Dilemma der CVP» darlege, erhielt die Parteifamilie ihr Profil in der kulturkämpferischen Epoche von 1830 bis 1890 und gab sich 1882/83 ein Fraktionsstatut mit dem Namensattribut «katholisch-konservativ». Damit folgte sie den Freisinnigen, deren Fraktion 1878 das Etikett «radikal-demokratisch» gewählt hatte.

Im schweizerischen Bürgerkrieg 1847 kämpften die katholisch-konservativen Sonderbundskantone Luzern, Freiburg, Wallis, Zug, Uri, Schwyz sowie Ob- und Nidwalden im Namen des Föderalismus für eine weitgehende kantonale Unabhängigkeit in einem Staatenbund und für ihre katholisch geprägte Kultur. Zu ihrem Nachteil gelang es den Konservativen nicht, den Graben zwischen den christlichen Konfessionen zu überschreiten. Noch waren die Vorurteile auf beiden Seiten zu stark. Der Sonderbund unterlag militärisch und politisch, doch vergeblich war der Widerstand nicht. Mit Hilfe der liberalen Katholiken aus ihren Kantonen wurde das Zweikammersystem in die neue Bundesverfassung aufgenommen.

## Als «Jesuitenknechte» verachtet

Wie nach jedem Bürgerkrieg blieben Traumata zurück. Als «Sonderbündler» und «Kantonesen» stigmatisiert und als «Römlinge», «Jesuitenknechte» und ultramontane Internationalisten verachtet, wurden die Katholisch-Konservativen vom Bundesrat und vom Bundesgericht ausgeschlossen. Erst die Totalrevision der Bundesverfassung von 1874 mit der Erweiterung der Volksrechte brachte die Wende. In Referendumsstürmen, vergleichbar mit jenen der SVP um 2000, rannten die Konservativen beider Konfessionen erfolgreich gegen die Gesetzesmaschinerie der Bundesbehörden an. 1891 zwangen die Blockaden die Freisinnigen dazu, den Katholisch-Konservativen einen Sitz



*Dynamische Mitte*: Bundesrat Furgler, 1979.

im Bundesrat zuzugestehen. Im Bundesrat wandelte sich der einstige Fraktionschef Josef Zemp vom Gegner der Verstaatlichung zum Vater der Bundesbahnen und Wegbereiter der späteren Konkordanz.

Das Aufkommen der Arbeiterbewegung am Ende des 19. Jahrhunderts liess die beiden historischen Parteien zusammenrücken. Die nach dem Ersten Weltkrieg erstmals nach dem Proporzsystem durchgeführten Nationalratswahlen hatten zur Folge, dass die Freisinnigen ihre absolute Mehrheit im Bundesparlament verloren und den Konservativen einen zweiten Bundesratssitz abgeben mussten. In der 1929 geschaffenen «Bürgerblock»-Regierung ohne Sozialisten bildeten die Konservativen zusammen mit der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB) den rechten Flügel. Trotz Minderheitsstatus spielten sie in der Zwischenkriegszeit eine einflussreiche Rolle. Ihr Tessiner Bundesrat Giuseppe Motta prägte während zwanzig Jahren die Aussenpolitik, und der Zuger Philipp Etter kann als Spiritus Rector der «geistigen Landesverteidigung» angesehen werden.

Es brauchte den Notstand des Zweiten Weltkrieges, damit die wählerstärkste Partei, die SP, 1943 einen Bundesratssitz erhielt. Drei Freisinnige, zwei Konservative und je ein BGB- und SP-Bundesrat führten die Schweiz in die Nachkriegszeit. Nun begann die hohe Zeit der CVP, die sich seit 1912 Konservative Volkspartei (ab 1957 Konservativ-christlichsoziale Volkspartei) nannte, im Nationalrat über 20 Wählerprozente erreichte und im Ständerat, abwechselnd mit der FDP, die relative Mehrheit stellte. In den 1950er Jahren lösten sich die Konservativ-Christlich-sozialen aus der Vorherrschaft der FDP und bewegten sich mit einem wachsenden christlich-sozialen Flügel in die Mitte. 1959 setzten sie unter der Regie ihres Generalsekretärs Martin Rosenberg gegen die FDP und mit der SP die berühmte «Zauberformel» (2 FDP, 2 KCVP, 2 SP und 1 BGB) durch.

Zur inneren Konsolidierung dieses Strategiewechsels führten sie 1970/71 umfassende Parteireformen durch und gaben sich in Anlehnung an ihre Schwesterparteien in europäischen Ländern das Namensattribut «christlichdemo-

kratisch». Dank der klugen Moderation des Parteipräsidenten Franz-Josef Kurmann galt der Namenswechsel als notwendiger Tapetenwechsel, ohne dass das C zur Schicksalsfrage emporstilisiert wurde. Am Parteitag vom 12. Dezember 1970 in Solothurn zogen die Delegierten «Christlichdemokratische Volkspartei» dem ebenfalls vorgeschlagenen Namen «Volkspartei der Schweiz» (VPS) vor. Die Solothurner hatten ihre Kantonalpartei Jahrzehnte lang «Solothurnische Volkspartei» genannt, die Tessiner und Luzerner seit einiger Zeit ebenfalls. Kurze Zeit später, 1971, wurde der unterlegene Parteiname von den fusionierenden BGB und Demokraten in der Variante SVP übernommen.

### Bahnbrechende Reformprojekte

Die Parteireformen von 1970/71 waren stark von internationalen Entwicklungen beeinflusst, darunter die Erfolge der christlichdemokratischen Parteien in den Nachbarländern nach dem Zweiten Weltkrieg, das 2. Vatikanische Konzil der katholischen Kirche und die Kulturrevolution, die von der Studentenbewegung ausging. Nonkonformistische katholische Achtundsechziger strebten eine Öffnung ihrer Partei im Sinn einer «apertura a sinistra» an. Zuerst entsorgten die Reformer das Etikett «konservativ». Was die Wählerschaft anging, wollten sie die Partei für Reformierte öffnen und stärker nach den Bedürfnissen der Agglomerationszentren ausrichten. Dieser Geist findet sich im Programm von 1971, das unter dem Schlagwort «dynamische Mitte» bekannt wurde. Dass in den 1970er und 1980er Jahren Reformprojekte wie der Umweltschutzartikel auf den Weg gebracht wurden, war nicht zuletzt diesem neuen Schwung der Christlichdemokraten zu verdanken.

Mit Hilfe der Zauberformel erlangte die Partei im Bundesrat und fallweise im Parlament eine Scharnierstellung, die es ihr ermöglichte, eine ausgleichende Schlüsselrolle zu spielen. In der Sozialpolitik arbeitete sie mit den Sozialdemokraten, in der Wirtschafts- und Finanzpolitik mit FDP und BGB zusammen. Ein Meister dieser Politik der dynamischen Mitte war der St. Galler Bundesrat Kurt Furgler (ab 1972), unterstützt von Ausnahmepolitikern wie dem Solothurner Leo Schürmann oder dem Aargauer Jules Binder.

Nach drei goldenen Nachkriegsjahrzehnten drehte der Wind in andere Richtungen. Mit der Ölkrise 1973/74 kam der Motor des Wirtschaftswunders ins Stottern. Der Verteilungskampf um knapper werdende Ressourcen wurde härter. Hinzu kamen Probleme der internationalen Migration. 1989/90 brach das Sowjetimperium zusammen, dann folgte der Erweiterungsschub der Europäischen Union. Die Gesellschaft säkularisierte sich rapid, das katholische Milieu brach zusammen. Die SVP, die einst auch einen Mittekurs angepeilt hatte, rückte als nationalkonservative Partei deutlich nach rechts. Die schweizerische Politik polarisierte sich.

Auch die CVP machte einen Schwenker in die rechte Richtung und verlor ihren Ruf als sozialliberale und wertorientierte Alternative in der Parteienlandschaft. Die Mittepartei kam ins Schlingern, was ihr den Spott der Medien als «Wischiwaschi-Partei» eintrug, obwohl sie regelmässig Mehrheitsbeschafferin war. Enttäuscht fanden junge Intellektuelle und Aufsteiger aus christlichdemokratischen Parteifamilien eine neue Heimat in der SP und FDP. Die forsche Europapolitik vergraulte ihre konservative Stammwählerschaft, die scharenweise zur SVP abwanderte. Die Zauberformel, ein Schlüssel für die erfolgreiche Vermittlerrolle der CVP, verlor ihren Zauber.

Im Powerplay um den von der SVP eingeforderten zweiten Bundesratssitz mangelten der Partei visionäre, taktisch versierte Strategen. Vor allem entglitt der CVP, der ihr nahestehende Zeitungen abhandengekommen waren, die mediale Deutungshoheit über die Kriterien für die Zusammensetzung der Regierungsformel. Für Rosenberg, den Erfinder der Zauberformel, war immer klar, dass die Räte der Vereinigten Bundesversammlung (also auch die Ständeräte) und nicht die Wählerprozentage bei Nationalratswahlen die Bundesratswahlen entschieden – eine Formel, die die politischen Machtverhältnisse bei Bundesratswahlen korrekter abbildete.

### Schwarzer Mittwoch

So kam es zum «schwarzen Mittwoch» vom 10. Dezember 2003, an dem die CVP ihren zweiten Bundesratssitz und damit ihre Mediationsstellung in der eidgenössischen Politik einbüsste. Zusammen mit der Linken vermochte sie zwar 2007 Bundesrat Blocher aus dem Amt zu werfen, doch erwies sich dieser Anti-Blocherismus nicht als nachhaltige Strategie. Bei den Bundesrats-Erneuerungswahlen von 2019 profitierten die Freisinnigen erneut von der Schwäche der CVP und retteten gegen die Grünen ihren zweiten Bundesratssitz – mit ähnlichen Argumenten, die sie 2003 gegen die CVP ins Feld geführt hatten und nun für sich beanspruchten.

Ob eine Union oder eine Fusion mit der BDP der CVP unter diesem oder jenem Namen die frühere Schlüsselstellung als Mediatorin zurückbringt, bleibt offen. Dafür müsste die BDP als Mitgift wohl mehr als fünf Wählerprozentage in die Heirat einbringen. Die günstigste Gelegenheit für eine solche Allianz wäre die Amtszeit der BDP-Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf von 2007 bis 2015 gewesen, die beide Parteien verstreichen liessen. Inzwischen hat sich die Ausgangslage verändert. Die Parteileitung muss den Mut aufbringen, den Parteimitgliedern konkrete Vorschläge zur Vernehmlassung zu unterbreiten. «Leadership by demoscropy» reicht nicht.

Urs Allematt ist emeritierter Professor für Zeitgeschichte der Universität Freiburg, deren Rektor er war.



## INSIDE WASHINGTON

### In Sorge

Wenn die Demokratische Partei der Bill-Clinton-Ära den Schmerz der Menschen fühlte – in diesem Jahr trifft sie davon. Der virtuelle Parteitag der Demokraten begann am Montagabend mit intimen Bekenntnissen zu den Verlusten durch Corona, dem tragischen Tod von George Floyd in Minnesota und der Sehnsucht nach einer mythischen Vergangenheit, in der die Washingtoner Politik Balsam für die Seele und nicht erbitterter Kampf war.

Die vormalige First Lady Michelle Obama beschwor das Publikum: «Wir müssen für Joe Biden stimmen, als würde unser Leben davon abhängen.» Die weltberühmte Autorin, deren Memoiren alle Verkaufsrekorde brachen, räumte ein: «Mir ist bewusst, dass meine Botschaft bei manchen Menschen nicht ankommt. Wir leben in einer Nation, die tief gespalten ist, und ich bin eine Schwarze, die auf dem Parteitag der Demokraten spricht.» Doch sie vertraue darauf, dass diejenigen, die die schwarze Frau auf dem Bildschirm ihrer TV-Geräte und Computer als ehemalige First Lady der Vereinigten Staaten erkannt hätten, schon wüssten, wofür sie stehe und «dass ich mich um die Nation sorge».

Der Kampf um das Weisse Haus geht in die heisse Phase, und die Demokraten stehen vor der Aufgabe, ihren progressiven Flügel zu mobilisieren und gleichzeitig die Zentristen zu umwerben.

Bernie Sanders, der ehemalige Rivale von Biden, erklärte: «Viele Ideen, für die wir noch vor wenigen Jahren gekämpft haben und die aus unserer Sicht linke Ideen waren, sind mittlerweile Mainstream.» Derweil versicherte der republikanische Gastredner John Kasich, Ex-Gouverneur von Ohio, den argwöhnischen Moderaten, dass Biden keinen Linksschwenk vollziehen werde, denn «Joe lässt sich von niemandem herumkommandieren». Um diese widersprüchlichen Aussagen weichzuzeichnen, verwendet die Partei Begriffe wie «Anstand», «Empathie» und «Rückkehr zur Normalität». Ob das reicht?

Amy Holmes

## Mehr Lust zum Lesen

Nr. 33 – «Unabhängig, kritisch, gut gelaunt»  
Das neue Erscheinungsbild der *Weltwoche*

Was für eine tolle Überraschung – super, die «neue» *Weltwoche*. Layout ist toll, gibt mir noch mehr Lust zum Lesen. Gratuliere!

Markus Meister, Bern

Die inhaltlichen Neuerungen wie auch die stets vielseitigen und gut geschriebenen Texte in der *Weltwoche* passen perfekt zu meinen Ansprüchen an dieses Heft. Aber bitte, verzichtet auf diese schrecklichen schwarzen Doppelbalken.

Walter Schmid, Winterthur

Congrats für das neue Outfit. Übersichtlicher, lesefreundlicher – und hervorragendes Layout.

Roger E. Schärer, Feldmeilen

Seit Jahrzehnten sind wir zufriedene Abonnenten der *Weltwoche*. Und wir lesen sie gründlich! Es hat sich schon vor langer Zeit so eingebürgert, dass ich beim Training, dreimal die Woche dieses interessante Blatt auf dem Stepper lese. So verweile ich immer zwei, drei Stunden bei den informativen, kontroversen und zum Teil sehr amüsanten Artikeln. Dann geben wir das Blatt an einen guten Trainingskollegen weiter. Die neue Gestaltung gefällt uns sehr. Sie ist übersichtlich und gut gegliedert.

Dr. Hj. + U. Aeberhard, Oensingen

Liebe *Weltwoche*, du bist seit Jahrzehnten immer wieder eine Bereicherung! Als ehemaliger Gestalter der *Weltwoche*-Beilage (1982/83 unter Chefredaktor Jürg Ramspeck) kann ich zu eurem neuen Erscheinungsbild und zu den grandiosen Inhalten nur gratulieren. Es freut mich sehr,

dass Peter Hartmann und Wolfram Knorr heute immer noch dabei sind, und dass der Kultur viel mehr Platz eingeräumt wurde.

Peter Gartmann, Münchenstein

Ich bin sicher, dass bei den Sitzungen zur neuen Form auch die Feststellung fiel: «Das wird einigen nicht passen.» Ich zähle zu denen. Kurz begründet: Wenn ich einen aufgeschäumten *Seich* in miesem Layout lesen will, kann ich mich auch an die Samstagsbeilage der *Berner Zeitung* halten.

Ignaz Schmucki, Thun

Wir freuen uns jede Woche auf die *Weltwoche*. Sie hat uns bisher schon immer gefallen. Die Auffrischung tut ihr dennoch gut. Unser grosses Lob für die neue Gestaltung.

Christa Wolf-Kessler, Nürnberg

Schön, sehr schön! Stefano Wagner, Massagno

Mir ist kein deutschsprachiges Magazin bekannt, das inhaltlich annähernd das Niveau der *Weltwoche* erreicht. Das gilt neu auch für das neue Design. Max Hess, Wädenswil

Das neue Outfit gefällt mir sehr gut, und ich beglückwünsche Sie dazu. Aber mir fehlt halt einfach die Rubrik «Darf man das?», die seit einiger Zeit verschwunden ist. Schade, denn jetzt weiss ich nie, ob man etwas darf oder nicht.

Jean Lienhard, Lausanne

I like it! But in the future, please include the original title of books and movies in your reviews. I can't be the only one who wants to read in the original languages. I've read *Weltwoche* for years, but don't trust my written German to be correct, thus English! Peter Aaroe, Moosseedorf

Experiment gelungen – und Patient nicht gestorben, sondern eine noch spannendere Lektüre geschaffen! Herzliche Gratulation allen Beteiligten zu dieser Erweiterung, die weder Mainstream noch Oberflächlichkeiten bedient. Ich gewöhne mich gerne an die neue *Weltwoche*! Und das Gespräch mit Peter Thiel ist grandios und passend für die aktuellen Zeit: Eigener Verstand ist wohl gefragter denn je. Ein toller Start!

U. Müller

Soeben habe ich die neuste Ausgabe der *Weltwoche* mit ihren neuen Inhalten und dem erneuerten Design erhalten und ich möchte Sie zu dieser Leistung beglückwünschen.

Lorenzo de'Medici, Barcelona/Florenz

Warum muss das alte Erscheinungsbild immer etwas Neuem, meiner Meinung nach nicht Besserem weichen?

Alfred Fleischmann, Altendorf

Das neue Design ist super gelungen, und so macht es einem noch mehr Freude, die *Weltwoche* zu lesen. Daniel Zollinger, Uster

Ich verstehe das Bedürfnis nach einer Erneuerung. Dass man dabei neue Ideen in alten Jahrgängen sucht, scheint mir nicht gerade originell zu sein. Ihre journalistischen Neuerungen finde ich grossartig. Hans Sawerschel, Köniz

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Über nicht publizierte Leserbriefe kann keine Korrespondenz geführt werden. E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)



## Nik Gygax (1958–2020) Sumner Redstone (1923–2020)



*Künstler in der Küche: Spitzengastronom Gygax.*

Als sehr junger Koch sollte ich 1997 einen Job bei Horst Petermann antreten, der mir aber eine Woche vor dem ersten Arbeitstag beschied, die Stelle existiere nicht mehr. Er habe aber eine andere Möglichkeit für mich – bei Nik Gygax in Thörigen. Bloss, mein Zuhause war Zürich, ich hatte wenig Lust, meinen Lebensmittelpunkt in ein Dorf im Emmental zu verlegen. Aber ich war auch neugierig auf diesen Mann, der seit 1995 mit 18 Punkten im «Gault Millau» ausgezeichnet wurde. Zum Vorstellungsgespräch kam er rauchend, zwanzig Minuten zu spät, hielt mir ein Paket Zigaretten hin und fragte: «Wosch eini?» Zwei Wochen später habe ich angefangen, und die nächsten zwei Jahre waren in vielerlei Hinsicht prägend. Gygax war ein Künstler, und wo Köche dieses Niveaus üblicherweise streng strukturiert und militärisch geordnet waren, herrschte bei Gygax kreatives Chaos. Bestellungen wurden keine gemacht, in den *frigos* lag, was die Lieferanten gerade vorbeigebracht hatten. Zweimal wöchentlich traf ein Transport direkt vom französischen Atlantik ein: Langustinen, Schwertmuscheln, Seeigel, kleine Seezungen, riesige Turbots kamen in einer Qualität in diese Dorfbeiz, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Trüffel waren in Mengen vorhanden wie Kartoffeln und wurden auch so verwendet. Wir machten beispielsweise ein Püree daraus, und Nik Gygax lehrte mich eine wichtige Lektion. Seine Küche und er selbst waren grosszügig, und

diese Idee trage ich bis heute mit. Wenn die Mittel fehlen, um mit Trüffel zu arbeiten, kann man auch anders gut kochen. Aber wenn man solche Produkte verwendet, sollte man sie nicht auf die Briefwaage legen. Nicht selten, wenn abends die Gäste schon im Restaurant sassen, gab es noch kein Menü, und Gygax wusste bei der Ankunft in der Küche auch nicht, was als Nächstes passieren würde. Dann ging er in die Kühlzelle, kam mit fünfzig Produkten zurück und fing an zu kochen. Bis zuletzt hätte man einer Reihe von Köchen einen zufällig bestückten Warenkorb geben können, und Nik Gygax hätte daraus von allen das wohl beste Gericht zubereitet. Weil er am nächsten Tag aber auch nicht mehr wusste, was er zuletzt gekocht hatte, fing ich an, seine Kreationen zu zeichnen und aufzuschreiben. Mal schrie er mich deswegen an, mal schien er mir gerade deswegen zu vertrauen. Mit der Zeit konnte ich seine Gerichte so gut wiedergeben, dass ich selbst für den Chefredaktor eines einflussreichen Restaurant-Guides kochte, während Gygax mit seinem Hund gerade im Wald unterwegs war. Mittlerweile habe ich eine Reihe grosser Künstler kennengelernt, deren Leben an sich schon ein Kunstwerk ist und worin es wenig Platz hat für andere. Nik Gygax war wie einer dieser Künstler und einer der ganz grossen Köche der Schweiz. Dass dies kaum im öffentlichen Bewusstsein ist, gehört zur grossen Tragödie dieses einzigartigen Mannes. *Daniel Humm*

Er sagte einmal, er würde niemals sterben. Sumner Redstone, Unternehmertitan, sass mit einem Nettovermögen von 4,3 Milliarden Dollar jahrzehntelang mit eisernem Willen an der Spitze des Medienunternehmens Viacom CBS und baute ein Imperium auf, zu dem MTV, Comedy Central, Showtime, CBS Television und das Paramount-Filmstudio gehören.

«Man wird sich an ihn als einen skrupellosen und gerissenen Dealer erinnern, der auch ein gewaltiger Feind war, oft auch für Mitglieder seiner eigenen Familie», sagt die stellvertretende Herausgeberin für Kunst und Unterhaltung der *Los Angeles Times*, Alison Brower, der *Weltwoche*. Viele Hollywood-Führungskräfte hätten bei der Leitung von Studios versagt, weil sie zu sehr in die künstlerischen Auszeichnungen investiert hätten. «Redstone war das alles egal. Ihm ging es um Sieg und Kontrolle.» Auf Lob mag er gepfeifen haben, aber einem erwartungsvollen Publikum Unterhaltung zu bieten, das war entscheidend. «Inhalt ist König», war sein Credo.

«Das chronologische Alter hat wenig zu tun mit intellektueller Kapazität, der Fähigkeit zu arbeiten, der Fähigkeit zu führen», schrieb Redstone in seiner Autobiografie «A Passion to Win» aus dem Jahr 2001. Tatsächlich überraschte er seine jüngeren Kollegen oft, indem er als Erster neue Ideen und neue Agenden akzeptierte und sogar vorschlug. Letztlich sei «Entschlossenheit der Schlüssel zum Überleben». Redstone starb 97-jährig auf seinem weitläufigen Anwesen in Los Angeles.

*Amy Holmes*



*Inhalt ist König: Unternehmertitan Redstone.*

# Die Schweiz arbeitet zu viel

Eine neue Studie über den Wert der bilateralen Verträge wird zu Unrecht verunglimpft.



Nach Jahren der Trockenheit fliessen jetzt neue Argumente und Zahlen in die Debatte über die bilateralen Verträge Schweiz–EU. Eine Studie des britischen Instituts Europe Economics im Auftrag der der SVP nahestehenden Stiftung für bürgerliche Politik befasst sich auf rund hundert Seiten mit den Wirkungen der bilateralen Abkommen I, also der Personenfreizügigkeit plus der anderen sechs daran gekoppelten Verträge.

Der Befund lautet knapp zusammengefasst: Die Bilateralen I haben wirtschaftlich pro Kopf nichts gebracht, ja die Schweizer sogar etwas ärmer gemacht. Entscheidender Punkt: Die freie Zuwanderung bewirkte, dass die hiesige Wirtschaft derart günstig Leute rekrutieren konnte, dass sie letztlich zu viel Arbeit und zu wenig Kapital einsetzte, also die wirtschaftlich optimale Kombination verfehlte. Das drückte auf Arbeitsproduktivität und Löhne – und damit auf den Wohlstand.

Die Gewerkschaftsseite und der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse reagierten sofort mit abfälliger Kritik: Methoden, Daten und Argumente seien mangelhaft, ja Schrott. Im Vergleich damit seien die 2015 vom Bund bei Schweizer Instituten in Auftrag gegebenen Studien viel besser.

Diese kamen zum Schluss, dass die Bilateralen I das Wirtschaftswachstum begünstigt und sich auch pro Kopf leicht positiv ausgewirkt hätten. Es ist klar, dass Wirtschaftsverbänden und Gewerkschaften die neue Studie nicht gefällt.

Aber wie ist ihre Qualität? Sie enthält aktuellere Daten und ist in der Analyse umfangreicher und komplexer angelegt als die Arbeiten

von 2015. Wie in der Ökonomie üblich, werden Alternativen hin und her gewälzt, mögliche Reaktionen und Gegenreaktionen zur Sprache gebracht. Stoff zum Nachdenken. In den 2015er Berichten dagegen war auftragsgemäss einfach der Verlust durch den Wegfall der Bilateralen grob berechnet worden, ohne allfällige Anpassungen und Gegenreaktionen in Betracht zu ziehen.

Seither haben EU-freundliche Politiker, Funktionäre und Manager tausendfach nachgebetet, die Bilateralen seien wertvoll. Endlich gibt es jetzt Gegenpositionen, die man in Debatten gegen diesen Singsang einsetzen kann. Nachtrag: Die 2015er Studien hatten im Titel «Auswirkungen auf die Volkswirtschaft», die neue jedoch «Auswirkungen auf Schweizer Bürger».

## Gewerbe gegen Konzerne

Hans-Ulrich Bigler bringt die kleinen Unternehmen der Schweiz in Stellung gegen die Grosskonzerne und die sonst kühl auftretende Direktorin des Dachverbandes Economiesuisse, Monika Rühl, in Rage. Bigler wirft als Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbandes in seiner Verbandszeitung den Grossen praktisch vor, sie seien Egoisten, die vor allem an sich dächten und sich nur fallweise, wenn sie Unterstützung brauchten, den Kleinen zuwenden würden. Jetzt, vor der Abstimmung über die Konzernverantwortungsinitiative, sei so ein Moment.

Mit dem Appell «Miteinander» wolle man den KMU weismachen, dass sie die Folgen bei einer Annahme der Initiative am meisten spüren würden und sich deshalb voll für ein Nein ins Zeug legen sollten – sonst müsse man eventuell Druck aufsetzen. «Mit Verlaub, das ist Un-

sinn», schreibt Bigler, als ob das Wohlergehen der Kleinen von den Grossen abhinge.

Nein, die KMU seien für 50 Prozent des Aussenhandelsvolumens verantwortlich und für 60 Prozent der Wertschöpfung. Und in der Covid-19-Krise habe man nicht viel von einem Miteinander gemerkt, wenn eine Migros oder Swiss die Kleinen gedrückt hätten. Oder in der Familienpolitik bei der Kinderbetreuung. Seine Meinung zur Konzernverantwortungsinitiative sei im Moment offen. Rühl kanzelte Bigler öffentlich ab, der abgewählte Nationalrat setze auf maximalen Lärmpegel. Fakten und Wahrheit, Respekt und Anstand blieben auf der Strecke.

Eigentlich ist das keine schlechte Taktik für die Sache der Konzerne: Bigler entfernt sich demonstrativ von den Grossen, streitet mit Economiesuisse, gewinnt Sympathien bei den Fans der Initiative, überlegt sich schliesslich alles nochmals ganz genau und sagt dann, er müsse nun doch nein sagen – und dabei folgen ihm einige aus dem linken Lager, die sonst konzernfeindlich geblieben wären.

## Geld gegen Sex

Die Journalistin Aline Wüst hat soeben ein Buch mit Recherchen im Prostitutionsmilieu veröffentlicht. In Interviews wird zum Tauschhandel Geld gegen Sex die Ansicht dargelegt, dass die Rollen immer klar seien: Die Macht liege beim Mann, er habe Geld und bestimme. Die Frau sei immer in der schwachen Position, sie brauche das Geld. Der Mann habe die Wahl, die Frau meistens keine. Klappt es aber mit dem Tauschhandel, muss man doch sagen: Die Frau hat die Macht, das Geld zu sich zu ziehen.

---

# LEADER

## Peter Thiel

---



«Wähle Deine Feinde mit Bedacht»: Paypal-Gründer Thiel, 53.

## «Du brauchst immer einen Plan»

Warum China gefährlich ist. Was man von Schach lernen kann. Und was die besten Universitäten falsch machen. Zweiter und letzter Teil des Interviews mit dem Unternehmer Peter Thiel.

*Roger Köppel*

**Weltwoche:** Herr Thiel, mit China bekommt der Westen starke Konkurrenz. Hilft uns China, die eigenen Stärken wiederzuentdecken?

**Peter Thiel:** Vorsicht. Man muss seine Feinde mit Bedacht auswählen, denn die Gefahr ist, dass man so wird wie sie. Teile unserer Elite finden es vielleicht nicht einmal so unsympathisch, wenn wir wie die Chinesen werden, fügsamer, kontrollierbarer. Viele glauben, China funktioniert besser als der Westen. Ich hingegen bin

der Meinung, dass wir eine echte Alternative zu China bilden müssen. Es wäre ein Pyrrhussieg, China zu besiegen, indem wir werden wie China.

**Weltwoche:** Halten Sie das echt für möglich?

**Thiel:** Wir haben über Kollektivismus gesprochen, kontrolliertes Denken, Sprechverbote. Das haben wir doch alles schon. Natürlich sind die Strafen nicht so hart wie in China, aber auch in den USA verlieren Leute ihren Job, wenn sie das Falsche sagen. Man wird «deplatformed».

Die Risiken sind nicht untrivial. Wir sind China ungemütlich näher als noch vor vierzig Jahren.

**Weltwoche:** Sehen die Amerikaner China nicht allzu düster? Die Chinesen gingen während der letzten 150 Jahre durch die Hölle. Jetzt kopieren sie den Kapitalismus des Westens, mit Erfolg. Sie haben Geld, und sie wollen den Wohlstand, den sie nie hatten. Ist das so verwerflich?

**Thiel:** Auf keinen Fall möchte ich den Wahnsinn der chinesischen Geschichte der letzten

zwei Jahrhunderte herunterspielen. Natürlich wurden die Chinesen übel misshandelt. Aber nur weil man misshandelt wurde, entwickelt man sich nicht zwangsläufig zu einem friedliebenden, netten Menschen. Oft ist leider das Gegenteil der Fall. Ich kann mir gut vorstellen, dass es in China viel Grund für Revanchegelüste und Ressentiments gegen den Westen gibt. Die chinesische Geschichte hat für mich in dieser Hinsicht überhaupt nichts Beruhigendes.

**Weltwoche:** Was ist an China gefährlich?

**Thiel:** Es wäre für den Westen besser, wenn China heute eine fundamental andere, nicht-westliche Zivilisation wäre, wenn China dieses ureigene Selbstvertrauen noch hätte wie damals, als die chinesischen Kaiser im 18. Jahrhundert den westlichen Abgesandten sagten, sie hätten keinerlei Interesse an ihren Schmuckstücken und Uhren, China sei bereits grossartig. Diese Traditionen aber wurden alle ausgemerzt. China wird nicht in die Ming-Dynastie zurückkehren. Stattdessen gibt es ein kulturelles Vakuum, und China will die USA nachahmen. Das ist die Gefahr. Wenn die Chinesen ihre eigene Identität pflegten, wäre die Auseinandersetzung viel weniger konfrontativ. Beängstigend ist, dass die Chinesen wie die USA sein wollen, die führende Supermacht. Daraus ergibt sich der grosse Konflikt.

**Weltwoche:** Die Industrielle Revolution fegte die Monarchien hinweg. Kann China auf Dauer kapitalistisch und sozialistisch sein?

**Thiel:** Mit diesem Argument beruhigen sich die westlichen Eliten seit dreissig Jahren. Es hat sie regelrecht eingelullt. Wir schauen alles durch die Brille der friedlichen Revolutionen von 1989 an, als die morschen kommunistischen Staaten Europas einstürzten. Deshalb lassen wir die Chinesen in die Welthandelsorganisation eintreten. Deshalb machen wir uns keine Sorgen, wenn die Chinesen unsere Technologien stehlen. Und obwohl wir sehen, dass Präsident Xi eine Art neuer Mao ist, glauben wir, das alles ignorieren zu können, weil unser westliches System ja angeblich so triumphierend überlegen ist. Wir interpretieren 1989 als Beleg, dass auch China irgendwann eine liberale Demokratie werden wird. China hingegen deutet 1989 ganz anders. Die Kommunistische Partei in Peking sagt: Wir müssen alles tun, um die Entstehung einer liberalen Demokratie zu verhindern. Gewiss gibt es vieles in China, was nicht zu funktionieren scheint, ungesund ist, zum Beispiel die Überalterung. Aber zu glauben, China stehe am Rande des Zusammenbruchs, ist Wunschdenken.

**Weltwoche:** Ist Russland Gegner oder Partner des Westens?

**Thiel:** Die grosse Herausforderung für den Westen ist China, und wir sollten mit Russland gegen China zusammenarbeiten, wie wir in den 1970ern und 1980ern mit China gegen Russland zusammengearbeitet haben. Allerdings frage ich mich, ob Russland nicht bereits ein Satellit

Chinas ist. Huawei soll in Russland die ganze Telekommunikationsinfrastruktur aufbauen. Für mich ist Huawei das Spionagesystem des 21. Jahrhunderts.

**Weltwoche:** Sie haben deutsche Wurzeln. Wie sehen Sie die Europäische Union?

**Thiel:** Das Konstrukt ergab viel Sinn nach dem Zweiten Weltkrieg. Die EU wurde erfunden, um ähnliche Katastrophen in der Zukunft zu verhindern. In den 1950er und 1960er Jahren stand die EU für Dynamik und Marktwirtschaft, inzwischen steht sie für Stillstand und Bürokratie. Die heutige EU ist nicht so demokratisch und weniger pluralistisch, homogener im schlechten Sinn.

**Weltwoche:** Die EU ist eine Zombie-Struktur par excellence. Wie lange noch wird sie existieren?

**Thiel:** Das kann noch lange so weitergehen, aber für immer mehr Leute ist es unklar geworden, ob die EU den Europäern wirklich noch gute Dienste leistet. Trotzdem hat sich die EU als bemerkenswert standhaft erwiesen.

**Weltwoche:** Warum neigen so viele junge intelligente Menschen an den Universitäten dazu, Unsinn zu glauben wie zum Beispiel, dass der Westen abgrundtief böse sei, dass man Andersdenkende am Reden hindern sollte oder dass die Unterschiede zwischen Mann und Frau ein rein gesellschaftliches Konstrukt seien?

**Thiel:** Könnten wir diese Frage beantworten, wäre schon sehr viel geklärt. Wir haben eine merkwürdige Elite im Westen, vor allem in den Vereinigten Staaten. Nehmen wir Harvard. Diese Universität ist superelitär. Die offizielle Ideologie aber ist superegalitär. Wenn man zu dieser Elite gehört, muss man dauernd Lippenbekenntnisse zur Gleichheit ablegen. Würde man aber wirklich an die Gleichheit glauben,

*«Beängstigend ist, dass die Chinesen wie die USA sein wollen, die führende Supermacht.»*

wäre man ja gar nicht Teil der Elite, die es nach streng egalitärer Sicht auch nicht geben dürfte. Etwas stimmt nicht mit einer Elite, die sich wie in Harvard oder generell in den USA mit Begriffen der Gleichheit beschreibt, wobei der grössere Teil dieser Selbstbeschreibung Fake ist. Hier sehe ich den zentralen Widerspruch, den Kern der Unehrlichkeit an den amerikanischen Spitzenuniversitäten.

**Weltwoche:** Warum steht niemand hin und sagt das?

**Thiel:** Weil es so schwer ist, gegen das Gleichheitsprinzip zu argumentieren. Machen Sie es mal. Sagen Sie: «Ich bin gegen Gleichheit.» Sie werden verlieren. Gleichzeitig wissen aber alle, dass der radikale Egalitarismus in der Wirklichkeit nie funktioniert hat. Gewisse Aspekte dieses Prinzips funktionieren, aber es herrscht da ein

grosses Durcheinander, das die Leute in ihrem Denken verwirrt.

**Weltwoche:** Sie waren als Student nie Teil dieser Ideologie. Warum waren Sie immun?

**Thiel:** Ich habe mich immer ein bisschen als einen Aussenseiter gesehen, der in gewisser Weise aber auch ein Insider ist. Ich war akademisch sehr erfolgreich. Ich kam in alle Elite-Unis. Auf der anderen Seite kam ich aus einer Einwandererfamilie. Das gab mir eine andere Haltung. Wäre ich ein kompletter Outsider gewesen, hätte ich keinen Erfolg gehabt.

**Weltwoche:** Muss man gegen den Strom schwimmen, um erfolgreich zu sein?

**Thiel:** Ein Teil davon trifft wohl auf mich zu. Aber wir sprechen über unsere Universitäten. Das System funktioniert immer schlechter. Wer nicht links ist, hat an den Unis keine Karriereperspektive mehr. Konservative, die in den siebziger Jahren ihren Dokortitel machten, stellten noch zu ihrem Erstaunen fest, dass man sie bei den Professorenposten ausbremste. Für meine Generation – die Generation X – war bereits klar, dass es für alle, die rechts von der Mitte stehen, niemals einen Platz im akademischen System geben würde. Man hatte die Wahl: Entweder man wird politisch superkorrekt und versucht, im System aufzusteigen, oder aber man wird Unternehmer und verlässt das System. Diesen Weg nahm ich. Ich schwamm gegen den Strom, nicht weil ich es mir so zurechtgelegt hatte, sondern weil sich die Möglichkeiten, innerhalb des Systems erfolgreich zu sein, verengt hatten.

**Weltwoche:** Kann man an einer Universität lernen, erfolgreich zu sein?

**Thiel:** Früher waren Eliteuniversitäten ein sicherer Weg in die Elite. Das ist heute anspruchsvoller und tückischer geworden. Je mehr unsere Gesellschaften stagnieren, dekadent werden, kein Wachstum erzeugen, desto weniger funktioniert der Zugang zur Elite. Natürlich bleibt Erfolg möglich, aber die Wege dorthin sind verschlungener geworden. Hier liegt übrigens auch ein Grund dafür, warum unsere Universitäten und unsere Studenten so extrem geistesgestört geworden sind. Eine Universität ist eine Institution, die der nächsten Generation den Zugang zur Elite ermöglichen soll. Wenn wir eine Gesellschaft haben, die aufgrund des Gleichheitsideals immer abstreiten muss, überhaupt eine Elite zu haben, funktioniert die Elite nicht mehr. Als Folge davon müssen die Unis zwangsläufig geisteskrank werden. Oder noch verrückter: Weil die Unis ihre Funktion, den Zugang zur Elite zu sein, verloren haben; weil sie dysfunktional sind, müssen sie den Studenten all diesen ideologischen Unsinn einhämmern, um sie davon abzulenken, dass die Universitäten kaputt sind.

**Weltwoche:** Was haben Sie für Ihr Leben an der Universität gelernt?

**Thiel:** Die wahre Ausbildung beginnt, wenn man realisiert, wie verrückt das akademische





«Neuer Mao»: Präsident Xi in Peking.

System ist. Wie sehr man dort einer Hirnwäsche ausgesetzt ist. Meine Ausbildung bestand darin, die Integrität meiner Ausbildung zu hinterfragen. Das war enorm wertvoll.

**Weltwoche:** An der Oxford-Universität müssen sie jetzt den literarischen und philosophischen Kanon ändern. Mindestens 40 Prozent der Bücher müssen von Frauen geschrieben sein. Die Qualität oder die Bedeutung der Texte sind weniger wichtig, als wer sie geschrieben hat. Sind die Universitäten, einst Hochburgen des freien aufklärerischen Denkens, mittlerweile eine Gefahr für freies Denken und Aufklärung?

**Thiel:** Dahinter steckt ein neues Stammesdenken. Es wird behauptet, man könne ein Buch nur verstehen, wenn man biografisch oder ethnisch oder biologisch mit dem Autor verbunden sei. Wenn man einer ethnischen Minderheit angehört, soll man nur Bücher ethnischer Minderheiten lesen. In dieser Sicht sind Bücher wie Gene – sie gehören sozusagen zum biologischen Stamm der Nachkommen eines bestimmten Autors. Das ist natürlich komplett verrückt. Die interessante Frage aber lautet: Warum wird das

überhaupt erlaubt? Warum werden wir von dieser sogenannten Identitätspolitik so widerstandslos in die Irre geführt? Warum gibt es nicht mehr Widerstand? Ich komme zurück zu meiner Definition der Universität als Sprungbrett in die Elite. Wenn dieser Mechanismus kaputt ist, wenn die Elite ihren Respekt verloren hat, dann entsteht ein Vakuum, und in dieses Vakuum stösst die verrückte Political Correctness.

**Weltwoche:** Warum haben die Konservativen die Universitäten verloren?

**Thiel:** Ich weiss nicht, ob die Konservativen die Universitäten jemals hatten. Im Jahr 1968 kollabierte das damals eher zentristische Establishment. Davor waren die Universitäten nicht so wichtig. Noch in den 1950er Jahren konnte man ohne Uni-Abschluss extrem erfolgreich sein. Viele herausragende Journalisten kamen aus anderen Berufen. Heute sind die Universitäten eine Kirche der Atheisten, und die Erlösungslehre der atheistischen Kirche ist ein Universitätsdiplom. Wer kein solches Erlösungsdiplom bekommt, wird schlimm enden. Die atheistische Kirche ist der Nachfolger der

katholischen Kirche, und sie ist so korrupt wie die katholische Kirche vor 500 Jahren. In der Schweiz ist es viel besser: Sie haben unterschiedliche Ausbildungswege. Auch Leute, die nie eine Universität von innen gesehen haben, machen eine hervorragende Laufbahn. Deshalb sind auch Ihre Universitäten weniger verrückt als

*«Wahre Bildung beginnt, wenn man merkt, wie verrückt das akademische System ist.»*

in den USA. Sie mögen teilweise verrückt sein, aber sie sind nie so verrückt wie unsere, weil es eine gesunde Alternative gibt. Das sollten Sie unbedingt bewahren.

**Weltwoche:** Sie gelten als brillanter Schachspieler. Was lernt man vom Schach über das Leben und das Geschäft?

**Thiel:** Du brauchst immer einen Plan. Es kann ein schlechter Plan sein, aber auch ein schlechter Plan ist immer noch besser als gar kein Plan. Das ist die Schachlehre.

**Weltwoche:** Macht Zuwanderung, wie sie heute gemanagt wird, unsere Gesellschaften reicher oder ärmer, intelligenter oder dümmer?

**Thiel:** Die Diskussion darüber ist extrem unehrlich, entweder superkorrekt oder superinkorrekt. Die einen sagen, jeder Migrant sei eine unschätzbare Bereicherung für unsere Gesellschaften. Die andern sondern rassistische Plattitüden ab. Wir brauchen hier dringend einen Mittelweg. Zweitens: Man kann die USA und Europa nicht vergleichen. In den USA sind die Migrationsprobleme zu 70 Prozent wirtschaftlich, zu 30 Prozent kulturell. In Europa ist es umgekehrt. Zuwanderer drücken den US-Mittelstand herunter, weil sie den Kampf um Arbeitsplätze verschärfen. In Europa ist der Wirtschaftsdruck kleiner, weil der Sozialstaat grösser ist. Dafür haben Sie kulturelle Konflikte. Die Integration funktioniert überhaupt nicht. Das sehen Sie daran, dass die Enkel der Einwanderer radikaler sind als ihre Grosseltern.

**Weltwoche:** Jacob Burckhardt, der berühmte Basler Historiker, definierte die Griechen als Optimisten des Handelns und Pessimisten des Denkens. Trifft diese Umschreibung auch auf Sie zu?

**Thiel:** Ich selber habe mich immer eher in der christlichen als in der griechischen Tradition gesehen. Die Griechen waren zum Teil Epikureer und Stoiker. Die Epikureer glaubten, dass die Atome zufällig zusammenstossen und es keinen Sinn hat, grosse Pläne zu schmieden. Am Schluss falle sowieso alles auseinander. Politisch waren sie passiv, hedonistisch, antipolitisch. Dieses Lebensgefühl bestimmt auch Teile der Spätmoderne, und ich stelle mich dezidiert gegen dieses Lebensgefühl. Sogar Marx argumentierte in seiner Doktorarbeit gegen die Epikureer, dass mit denen niemals eine Weltrevolution zu machen sei. Das ist vermutlich der einzige Punkt,

wo ich mit Marx übereinstimme, dass der Epikureismus schlimmer ist als der Marxismus. Das 21. Jahrhundert ist sehr epikureisch. Deshalb bin ich dagegen.

**Weltwoche:** Wie würden Sie Ihre eigene Lebensphilosophie beschreiben?

**Thiel:** Lassen Sie mich zuerst den Gegensatz erläutern: Sie ist antiepikeisch. Ich glaube nicht, dass wir in einem ewigen Kreislauf gefangen sind. Wir sind nicht in einem «Und täglich grüsst das Murmeltier»-Film. Jeder Moment in der Geschichte passiert nur einmal, deshalb sind unsere Entscheidungen singulär, sie sind wichtig, einschneidend. In diesem Rahmen versuche ich die Dinge durchzudenken.

**Weltwoche:** Es heisst, Sie seien ein «libertarian», was eine Steigerungsform von liberal im klassischen Sinn ist.

**Thiel:** Ich bin nach wie vor zu 70 Prozent libertär.

**Weltwoche:** Und die restlichen 30 Prozent?

**Thiel:** Die libertären Prinzipien sind mir wichtig, Individualismus, Freiheit, klassischer Wirtschaftsliberalismus, aber das alles reicht irgendwie nicht. Vor rund zehn Jahren definierte ich mich aus zwei Gründen als libertär, aus einem guten und aus einem schlechten. Der gute war, dass ich daran glaubte. Der schlechte war, dass es etwas feige ist, sich als libertär zu bezeichnen, denn man gab sich damit als ungefährlich zu erkennen, weil Libertäre immer verlieren.

**Weltwoche:** Warum hat dieses Welt- und Selbstbild Risse bekommen?

**Thiel:** Die Tatsache, dass Libertäre immer verlieren, zeigt doch, dass an dieser Philosophie etwas nicht ganz stimmen kann. Es ist eben nicht klar, ob kapitalistische, individualistische Gesellschaften wirklich selbsterhaltend sind. Wir spüren, dass es in Europa und in den USA diesen unaufhaltsamen Ruck nach links gibt. Wie können wir das stoppen, ökonomisch wie auch kulturell? Etwas am libertären Denken ist mangelhaft, weil es keine Theorie gibt, wie dieser Linksrutsch zu überwinden wäre. Das finde ich unbefriedigend.

**Weltwoche:** Berühmte protestantische Theologen wie Karl Barth hatten eine zutiefst optimistische Weltanschauung. Wie schlimm die Dinge auch immer scheinen mögen, die Welt ist nicht verdammt. Es kommt immer wieder Ostern, es geht immer wieder aufwärts. Wie sehen Sie das?

**Thiel:** Ich habe protestantische Denker des 20. Jahrhunderts wie Karl Barth immer hochgradig brillant gefunden, aber sie haben sich von der Wirklichkeit abgekoppelt. 1945 entwickelten wir Nuklearwaffen. In diesem Jahr wurde die apokalyptische Dimension des christlichen Denkens, die noch im 18. oder 19. Jahrhundert lächerlich erscheinen musste – wie hätte sich die Welt damals zerstören können? –, urplötzlich Realität. Das Merkwürdige ist nun, dass die Theo-

logen ausgerechnet in dem Moment aufhörten, über die Apokalypse zu reden, als die Apokalypse möglich wurde. Sie fingen an, über alles Mögliche zu reden und die Menschen zu trösten. Auch die Katholiken hörten 1945 auf, über das Ende zu predigen. Die Kirche rannte der Apokalypse davon, weil es einfach zu unheimlich wurde, darüber zu sprechen. Ich neige sehr wohl zum Gedanken, dass unserer Welt eine zutiefst apokalyptische Dimension anhaftet.

**Weltwoche:** Wie gehen Sie mit dieser Einsicht um?

**Thiel:** Seit 75 Jahren diskutieren wir über die Art, wie sich die Menschheit selber auslöschen kann. Wenn es einen Weg durch die Apokalypse gibt, dann ist es der, sich einzugestehen, dass die Erde ein extrem gefährlicher Ort ist. Man muss dagegenhalten und darf den Kopf nicht

### *«Ja, wir sollten Unsterblichkeit anstreben, und zwar auf unterschiedlichsten Wegen.»*

in den Sand stecken. Wenn wir unseren Kopf in den Sand stecken, werden die Bomben irgendwann hochgehen.

**Weltwoche:** Wie definieren Sie die menschliche Natur?

**Thiel:** Sehr beeinflusst bin ich von René Girard und seinem Konzept des Nachahmens. Ich blicke auf die kulturellen Fragen, die eine Art Gegenteil dessen sind, was man unter der menschlichen Natur versteht. Das Wort «Natur» steht nicht im Alten Testament. In der Genesis kommen zuerst die unbeweglichen Dinge, das Land, das Meer, die Pflanzen, dann die Sterne, Sonne und Mond. Erst nachher treten die Tiere und die Menschen auf. Der Mensch ist biblisch sozusagen das Gegenteil von dem, was fixiert und unbeweglich ist. So würde ich es sehen. Der Mensch ist gefährlich gerade deshalb, weil er nichts Fixes hat, sondern beweglich ist, sogar über sich hinaussteigen kann. Es gibt keine natürlichen Schranken, keine natürlichen Instinkte, die ihn bremsen. Die Gewalt ist potenziell grenzenlos. Viele Aspekte des Menschen sind zutiefst gefährlich, eben weil es keine

festen menschliche Natur gibt, die die Gefahr einhegt und den Menschen stabilisiert. Wir leben in einer Welt ohne Grenzen. Das ist gefährlich.

**Weltwoche:** Was bedeutet das Spirituelle für Sie? Die Religion?

**Thiel:** Wenn ich das Wort «spirituell» höre, denke ich an Leute, die Fake sind und nicht wirklich nachdenken. Das Transzendente ist wichtig, und das Leben ist mehr als nur der unmittelbare Zusammenhang, in dem wir uns zurechtfinden müssen. Aber das Wort «spirituell» verschafft uns keinen sinnvollen Zugang zu diesen Fragen.

**Weltwoche:** Können wir Unsterblichkeit erreichen? Sollten wir Unsterblichkeit anstreben?

**Thiel:** Die ganze Krise des Westens verdichtet sich im irrigen Gedanken, dass wir es mittlerweile merkwürdig finden, Unsterblichkeit anzustreben. Leute, die ihre eigene Auslöschung rationalisieren und ihre Sterblichkeit schönreden, haben etwas Bizarres für mich. Da stimmt doch etwas mit unserer Gesellschaft nicht mehr. Ja, natürlich sollten wir Unsterblichkeit anstreben, und zwar auf unterschiedlichsten Wegen. Es ist abwegig, dass wir uns so etwas überhaupt fragen.

**Weltwoche:** Wie wichtig ist Patriotismus?

**Thiel:** Intellektuell ist Patriotismus immer eine etwas problematische Sache. Warum soll ein bestimmtes Land speziell sein, oder warum sind diese oder jene Grenzen die richtigen? Der Nationalstaat beruht immer auf einem Ausmass an Gewalt, das je nach Blickwinkel schwer zu rechtfertigen ist. Wenn man Patriotismus intellektuell analysiert, endet das meistens in einer ziemlich unpatriotischen Übung. Dies vorausgeschickt, halte ich aber fest, dass alle Alternativen zum Patriotismus apokalyptisch sind. Die Alternative zum patriotischen Nationalstaat ist der kommunistische Weltstaat. Schrecklich.

**Weltwoche:** Was wollen Sie in der Zukunft noch erreichen?

**Thiel:** Wenn Sie mich so direkt fragen: Ich möchte in den nächsten zehn Jahren etwas machen, was den Niedergang des Westens umkehrt. Aber wie soll man da vorgehen? Die letzten Jahre habe ich es versucht, indem ich erfolgreiche Unternehmen gegründet und investiert habe, aber das ist irgendwo nicht genug. Was darüber hinaus in unserer Gesellschaft etwas bringt, ist schwer zu sagen. Aber darüber denke ich konkret nach: «Was können wir tun in dieser hochgradig gestörten westlichen Zivilisation, in der wir uns befinden und die wir schützen wollen?» Das scheint mir heute die zentrale Frage zu sein.



**Peter Thiel:** Geboren 1967 in Frankfurt am Main, heute in Los Angeles lebend, ist einer der erfolgreichsten Investoren des Silicon Valley. Seine Firma Palantir hat einen Börsenwert von rund 20 Milliarden Franken. Daneben ist er gross an Facebook beteiligt und an den Unternehmen seines Freundes Elon Musk.

# LITERATUR UND KUNST

Ein wunderbarer  
Schweizer Klassiker:  
Trotzli, der Lausbub.  
*Christoph Mörgele, Seite 57*

Herausgegeben von Daniel Weber



*Pirouetten auf Glatteis.*

**Ernst Ludwig Kirchner, Schlittschuhläufer, 1924/25** – Der Weg des Menschen durch seine Zeit ist einer auf dünnem Eis. Manchmal scheint es dick genug, damit er gleiten kann darauf, und er rauscht durch die Tage, Jahre und Jahrzehnte, dreht Pirouetten und spielt mit der Schwerkraft. Er überschätzt sich und fällt hin gelegentlich, schrammt sich an Körper und Seele und findet doch zu schnell wieder seinen Tritt. Und manchmal bricht das Eis ob seinen Kapriolen ein, und er strampelt in kalter Hilflosigkeit. Drei Millionen Jahre geht das schon so. Das ist sein grösster Triumph; dass er Pest und Cholera und seinen eigenen Enthusiasmus immer wieder überlebt.

Ernst Ludwig Kirchner (1880–1938) fiel oft hin beim Gleiten über sein Eis. Nur wenn er malte, drehte er Pirouetten, wenn er nicht malte, waren da Morphium oder Alkohol, oder kein Morphium und Alkohol, und er drehte sich nur im Kreis. Es war, als ob Kirchner nie eine Brücke gefunden hätte oder hätte finden wollen, über die er hätte gehen können, unter sich das brüchige Eis seiner Existenz. So glitt und rutschte er, wütend, verzweifelt, voller Wahnvorstellungen bisweilen, und da waren viel zu wenige, die seine Bilder vom Weg über sein Eis beklatschten, den Grenzbereichen des Lebens abgerungene Bilder, bis ihm der Tod, als seine

Kufen stumpf wurden, als das einzig wahre Leben erschien und er sich ins Herz schoss.

Die letzten Monate rutschten wir auf dünnem Eis, und wir sind des Rutschens überdrüssig geworden, es ist ein Herzenswunsch, wir wollen wieder gleiten, obwohl das Eis nicht dicker wird. Und wir wollen nicht mehr nur in kleinen Gruppen auf das Eis unserer Leben, sondern es müssen wieder mehr als tausend sein, damit der Mensch wieder glücklich Pirouetten drehen kann. Es ist, als ob wir unter jener Brücke hindurchglitten, die uns weg vom Glatteis und hin zu festerem Eis führen würde.

*Michael Bahnerth*

# Ewige Jugend

Die Ex-Popliteratin Alexa Hennig von Lange hat einen faszinierenden historischen Roman geschrieben.

*Anton Beck*

---

Alexa Hennig von Lange: Die Wahnsinnige.  
Dumont. 208 S., Fr. 29.90

---

**E**s gab sie wirklich, «Die Wahnsinnige». Johanna I. von Kastilien lebte von 1479 bis 1555, und ihr widerfuhr ein erzählenswertes Leben, reich an Intrigen, innerlich zerrissen zwischen dem Hass ihrer Mutter, der Verpflichtung ihren Kindern gegenüber und der Abwesenheit ihres Ehemanns. Ein Leben, das in einem Kloster in Tordesillas, einer Kleinstadt in der Provinz Valladolid in Nordspanien, ein tragisches Ende fand – nach 45 Jahren Gefangenschaft.

Dabei war sie Königin von Kastilien und wäre beinahe Herrscherin über halb Europa und Westindien geworden, wäre ihr Gatte Philipp der Schöne, ein Abkomme aus dem Hause Habsburg, nicht früh verstorben und hätte ihr Vater Ferdinand sie nicht als Konkurrentin gesehen. Letzterer und Johannas widerspenstiges Verhalten raubten ihr schliesslich die Freiheit.

## Zwischen Emanzipation und Tradition

Ihr tragisches Leben liesse sich prächtig zwischen die Buchdeckel eines dicken Schmökers pressen oder in eine turbulente Netflix-Serie bannen. Doch ein guter Stoff allein garantiert noch kein Meisterwerk; Serien über Monarchien gibt es en masse, und der historische Roman ist ein umkämpftes Gebiet, auf dem es schwer ist, zu bestehen oder gar hervorstechen.

Womöglich wählte Alexa Hennig von Lange deshalb die kurze Form. Anders als bei den grossen Namen des historischen Romans wie Hilary Mantel, erstreckt sich «Die Wahnsinnige» nicht über mehrere Bände, sondern beschränkt sich auf rund 200 Seiten. Damit verzichtet die Autorin auf einen allumfassenden Fokus, der sich im historisch-kosmopolitischen Kontext verästelt; sie konzentriert sich stattdessen völlig auf jene wahnsinnige Johanna von Kastilien, die auf den zweiten Blick gar nicht so wahnsinnig erscheint. Denn Hennig von Lange versteht sich in erster Linie nicht als Erzählerin



*Hommage an das Genre: Schriftstellerin Hennig von Lange, 2010.*

von Johannas Leben, sondern als ihre Anwältin. Im Nachwort lässt sie den Leser wissen: «Wichtiger als die Frage, ob Johanna wahnsinnig war, nimmt der Roman jedoch die Frage, woran sie es geworden sein könnte.»

So folgt Hennig von Lange ihrer Protagonistin auf Schritt und Tritt, beleuchtet minutiös ihr Innenleben und schreckt nicht vor einer absolut subjektiven Sicht zurück. Auf die Panorama-Aufnahme verzichtet der Roman, er konzentriert sich auf das Jahr 1503, als Johanna 24 Jahre alt war. Ihre Reise beginnt in Medina del Campo in Nordspanien, führt dann nach Brüssel, wo sie auf ihren Ehemann Philipp trifft und von wo aus die Intrigen um die Herrschaft über Spanien beginnen.

Auch Johannas Mutter und ihr Vater funken dazwischen, doch dieser Machtkampf wird sehr dezent angedeutet. Vielmehr porträtiert der Roman eine widerspenstige Frau, die sich nicht den Zwängen ihrer Zeit unterwerfen will, die sich aber nicht wirklich getraut, auszubrechen. Auch in der Beziehung zu ihrem Gatten Philipp versucht Johanna, einen Spagat zwischen Hingebung und Verachtung zu meistern, was in einer Amour fou endet. In der einen Szene betrügt er sie, und sie wünscht ihm den Tod, in der nächsten verlassen die beiden das Schlafzimmer kaum noch.

Irgendwo zwischen dem Drang nach Emanzipation und dem Festhalten an monarchischer Tradition entsteht eine Lebenswirklichkeit, die in vielerlei Hinsicht postmodern erscheint. Ohnehin wirkt vieles in «Die Wahnsinnige» eher aktuell als historisch, auch wenn Hennig von Lange die Stationen von Johannas Leben persönlich bereiste und ganz genau weiss, wovon sie schreibt. Allerdings ist diese moderne Grundierung kein Nachteil, sondern ein Vorzug des Romans. Hennig von Lange ist es gelungen, ein längst verblasstes Leben und Schicksal gegenwärtig und nachempfundenbar zu machen.

### Schnell, vorlaut und direkt

Hennig von Lange ist bereits seit über zwanzig Jahren in der deutschen Literaturlandschaft unterwegs. Ihr Debüt «Relax» traf in den späten Neunzigern den Nerv der damals in Deutschland dominierenden Popliteratur. Geschrieben wurde schnell, vorlaut und direkt, die Anglizismen kamen in Strömen, die Inhalte der Bücher – Partys, Drogen, Liebeskummer – waren eigentlich nebensächlich; vielmehr ging es darum, ein jugendliches Lebensgefühl so authentisch wie möglich niederzuschreiben.

«Popliteratur lebt davon, dass man als junger Mensch in die Welt hinaustritt und zum ersten Mal politische oder gesellschaftliche Dimensionen erkennt», sagte Hennig von Lange 2013 in einem Interview. Fügt aber hinzu: «Popliteratur ist ein Genre, das man nur eine bestimmte Zeit lang bedienen kann.» Tat-

sächlich hat sie sich davon entfernt, hat später Kinderbücher und andere, gereifere Romane geschrieben. Mittlerweile lebt sie als fünffache Mutter in Berlin.

Vor diesem Hintergrund lässt sich «Die Wahnsinnige» als Hommage an die Jugend, aber auch an die Popliteratur lesen und bekommt so einen durchaus nostalgischen, doch keinesfalls bitteren Beigeschmack. Die Mittzwanzigerin Johanna verhält sich wie eine von Hennig von Langes frühen Figuren in den Popromanen, lediglich die Erzählstimme wirkt erwachsener und gereifter. Auch sprachlich. Die Autorin versteht mit Metaphern und Metonymien umzugehen, sie erschafft bleibende Bilder von Landschaften, Charakteren und ironisch gebrochenen Situationen. Als Philipp sich in einer Szene theatralisch auszieht, heisst es: «Nur seine breite goldene Halskette behielt er an.» Das leicht anrühige Bild könnte genauso gut in einem zeitgenössischen Grossstadtroman stehen.

Hennig von Lange schreibt so etwas wie den ersten historischen Poproman, blickt aber anders auf die Thematik der Jugend, als sie es noch in «Relax» tat. Abgeklärter, weniger idealistisch – besonders zeigt sich das in dem Brief, den Johanna 1525, als Mittvierzigerin in Gefangenschaft, an ihre Tochter schreibt. «Lass dich die Welt in ihrer Verrücktheit selbst zugrunde richten. Mein Widerstand gegen ihren Wahnsinn hat mich hierhergebracht. Du kannst die Welt nicht verändern, aber Dich.»

### *Ein Roman, der weiss, woher er kommt, und sich doch nicht daran binden will.*

Nicht mehr die Welt auf den Kopf stellen zu wollen, wie in «Relax»-Zeiten, ist das Leitmotiv des Buchs, was schon aus einem vorangestellten Zitat des persischen Dichters und Mystikers Rumi hervorgeht: «Gestern war ich klug und wollte die Welt verändern. Heute bin ich weise und möchte mich verändern.»

Mit dieser Altersklugheit geht die Erzählerin Hennig von Lange allerdings nicht besserwisserisch um – sie lässt ihre Protagonistin regelmässig ins Messer laufen. Nach einem ewigen Hin und Her wird Johanna gegen Ende des Romans klar, dass ihre emanzipatorischen Absichten zwar ehrenwert, aber im engen Korsett ihrer Zeit wenig erfolgreich waren und dass ihr Ehemann Philipp sie nicht zuletzt für seine eigenen Machtambitionen benutzte. Johanna ist keine Heldin, die über dem weltlichen Leid steht, sondern eine sehr nahbare Figur, die stolpert, wieder aufsteht und erneut stolpert – schliesslich sogar in die lebenslängliche Gefangenschaft. Sie ist eine widerspenstige Frau, die als Teenager die Augen verdreht und als Erwachsene die wilden Jugendjahre



nie wirklich ablegt; sie akzeptiert sie als Teil des Gepäcks, das sie auf dem Rücken mit sich herumschleppt, und weiss um deren Gewicht. Erfahrung, das wird an Johannas Biografie deutlich, ist ein hart erarbeitetes Gut, jede Kerbe hat einen hohen Preis.

### Zeichen der Autonomie

Darum lässt sich Hennig von Langes Roman nicht als gesellschaftspolitisch aufgeladene emanzipatorische Kampfschrift abstempeln. «Die Wahnsinnige» ist aber auch keine Biografie einer historischen Persönlichkeit, dafür bleiben zu grosse Abschnitte von Johannas Leben im Dunkeln. Vielmehr bildet der Roman die unmittelbare Gegenwart einer Zeit ab, welche die meisten Leser wohl als längst abgeschlossene Vergangenheit empfinden. Mit diesem Dreh ist Hennig von Lange tatsächlich so etwas Beachtliches gelungen: ein Roman, der weiss, woher er kommt, und sich doch nicht daran binden will.

Ganz konkret beantwortet eine Szene gegen Ende des Romans die zu Beginn gestellten Fragen, ob Johanna wahnsinnig war und woran sie es geworden sein könnte. Kurz vor der Thronbesteigung, auf dem Höhepunkt ihrer Macht, weigert sie sich, eine Burg zu betreten, und bevorzugt es stattdessen, in einer Korkeiche zu nächtigen – trotz der Warnung ihres Gatten: «Es werden Wölfe kommen.» Für Johanna geht es um Selbstbestimmung, nachdem sie sich so oft unterordnen musste, um ein Zeichen der Autonomie, wenn auch wider die Vernunft. Die Urteile ihres Ehemannes («Du bist irre») und seines Gefolges («Wenn das Ihre Untertanen mitbekommen») prallen an ihr ab. Zumindest Hennig von Langes Johanna war also nicht wahnsinnig, nahm aber gerne in Kauf, so genannt zu werden.

# Aufbruch und Abschied

Pia Reinacher

Gertrud Leutenegger: Späte Gäste.  
Suhrkamp. 174 S., Fr. 34.90

Bis heute pocht sie beim Schreiben auf einen Zustand zwischen Aussprechen und Verschweigen. Gertrud Leutenegger, 1948 geborene Schweizer Schriftstellerin, die 1975 mit dem Roman «Vorabend» debütierte, hielt schon damals nicht viel vom kompakten, kohärenten Erzählen. Ihr erzählerisches Mittel ist die Erzeugung einer Klangwolke, ein Balancieren zwischen Wachzustand und Traum. Das Vergangene soll durch dieses Verfahren nicht zu viel Gewicht erhalten und der Text eine Vorahnung aller künftigen Möglichkeiten eröffnen. Das ist auch in ihrem neuen Roman «Späte Gäste» der Fall: eine literarische Totenmesse des Ichs für ihren verstorbenen Mann Orion.

Spät am Abend ist die Erzählerin in das verlassene Dorf an der italienischen Grenze gekommen. Sie will die Nacht vor der Beerdigung am Waldrand im Wirtshaus zubringen, in einer verblichene Herrschaftsvilla. Der sizilianische Wirt ist verreist. Serafina, die Wirtschafterin, ist in ihr italienisches Tal gefahren, in dem wie jedes Jahr die Fasnacht stattfindet. Bedrängt von den halluzinatorischen Erinnerungen, bringt ein namenloses Ich die Nacht allein im unverschlossenen Gartensaal, in dem früher oft alle beieinander sassen. Nach und nach steigen Sequenzen des krisenhaften Zusammenlebens mit dem Architekten Orion und der gemeinsamen Tochter im Ich auf, verstörende Szenen der schwierigen Beziehung mit einem dem Alkohol verfallenen Mann. Nach jedem Misserfolg verbrachte er die ganze Nacht vor dem Teleskop, die Sterne beobachtend – oder er kam, nach wilden Trinkorgien im Wirtshaus, torkele nach Hause und schlug in besinnungslosen Wutanfällen alles kurz und klein, so dass sich die Frau mit ihrem Kind verstecken musste.

## Bedrückende Familiengeschichte

Alles hatte damals so vielversprechend begonnen – und war nach der desillusionierenden Folge von beruflichen Abstürzen ins Gegenteil gekippt. Die Erzählerin erinnert sich an die hochfahrenden Projekte Orions, an seine unkonventionellen Einfälle: Wie er, noch ganz jung, mit seinem verbeulten Fiberkoffer über den Hudson River fährt; an seine wilden Pläne, die Wolkenkratzer New Yorks zu nüchternen, kargen Genossenschaftstürmen umzubauen, die anstelle von Luxushochhäusern stehen sollten; an seine Idee, den Fischmarkt auf dem Rialto in Venedig neu zu ordnen, mit



*Beschwört wie versunken Gegenwelten:* Schriftstellerin Gertrud Leutenegger.

einem kleinen Sanktuarium für die Spargeln und Artischocken – an all die trügerischen, wirkungslosen, weltfremden Luftbilder, die nur Absagen brachten. Auf dem Gipfel der Verzweiflung fährt der Architekt in einer glitzernen Winternacht in eine Mauer und stirbt später an den Folgen.

Nicht zum ersten Mal tauchen Orion und die bedrückende Familiengeschichte im Werk von Gertrud Leutenegger auf. Im Roman «Pomona» (2004) bricht sich ein ähnliches Beziehungsszenario Bahn. Die Spuren des Traumas um Orion und die fatale Ehe streut Gertrud Leutenegger in «Späte Gäste» wie Leuchtspuren im Text aus. Nur stückweise illuminieren sich die Konturen eines vage skizzierten, realistischen Plots, der sich unter der Oberfläche der Assoziationen, Erinnerungen, Gedanken und Beobachtungen des Ichs entwickelt.

Eine der wenigen plastischen Figuren ist die Gegenspielerin der Erzählerin, Serafina. Sie trägt nicht zufällig den Namen des sechsflügeligen Engels Seraphim, des biblischen Symbols der Erlösung des Menschen von seiner Schuld. Lebenstüchtig, prosaisch und robust,

wie die Wirtschafterin veranlagt ist, weist sie der Ich-Erzählerin den Weg aus dem Chaos – indem sie ihr im verbeulten Fiat Fahrstunden erteilt und damit ein praktisches Mittel der emanzipierenden Flucht aus der hermetischen Welt vermittelt. Ihre Funktion im Text ist mehr symbolischer Art, genauso wie die Archetypen des Guten und des Bösen, die in der Gestalt von Maskenträgern an der Fasnacht die Kulisse grundieren.

## Vertrautes Sprachtimbre

Das alles ist als Erzählverfahren nicht neu bei Gertrud Leutenegger. Auch die einzelnen szenischen Versatzstücke erinnern an frühere Werke, etwa an den Zweitling «Ninive» (1977), der die Geschichte von Fabrizio und «Ich» zum Thema hat, die in das Heimatdorf zurückkehren, um eine Nacht lang die Zurschaustellung eines toten, langsam verwesenden Wals mitzuerleben. Hier wie dort beschwört Gertrud Leutenegger aus der Ich-Perspektive wie versunken Gegenwelten, immer leicht mystifizierend. Der Schlüssel zum Verständnis dieses Erzählkonzepts heisst «Innerlichkeit». Die Bücher

dieser Autorin sind wie ein erratischer Stein, ein Findling aus einer anderen Zeit, der im Fluss der Neuerscheinungen herausragt. Aktuelle Bezüge gibt es wenige, die Anspielungen auf gestrandete Flüchtlinge auf Lesbos und in Süditalien sind nicht überzeugend. Die unverwechselbare Atmosphäre, die diese Autorin sprachlich erzeugt, findet man in jedem ihrer Bücher wieder. Es ist ihre innere Stimme, die zum Leser spricht. Das alles ist Vorzug und Beschränkung zugleich. Vorzug, weil die poetische Sprache sich abhebt von den Büchern anderer Autoren. Nachteil, weil es Signal einer gewissen Stagnation ist, eines Mangels an erzählerischem Erfahrungszuwachs.

Leser von Gertrud Leutenegger wissen verlässlich, was sie mit dem neuen Buch erwartet – ein unverwechselbares Sprachtimbre, das dem Kenner sofort vertraut ist. Und doch wird nicht unbedingt unbekanntes Gelände beschritten. Man kommt allerdings zu einem meditativen, beinahe lyrischen Lesegenuss. Und das ist nicht wenig.

## Keine Pandemie-Panik!

*Daniel Weber*

**Steven Taylor:** Die Pandemie als psychologische Herausforderung. Psychosozial-Verlag. 185 S., Fr. 28.90

Nach einer Pandemie ist man immer schlauer. Dieses Buch war es schon vorher. Erschienen ist es auf Englisch im Herbst 2019, der Autor verfasste es im Hinblick auf eine künftige, schwere Influenza-Pandemie, der Ausbruch von Corona hat ihm jetzt zu unverhoffter Aktualität verholfen.

Vieles von dem, was in den letzten Monaten geschehen ist, konnte man auch in früheren Pandemien beobachten: überlastete Spitäler und ein kollabierendes Bestattungswesen; Panikkäufe von Lebens- und Desinfektionsmitteln; symptomlose Superspreaders. (Die berühmte Typhoid Mary steckte von 1902 bis 1909 in New York als Köchin jahrelang Dutzende von Menschen mit Typhus an, ohne je selber zu erkranken.) Und auch die Velohändler profitierten schon 1918, als sich die Spanische Grippe ausbreitete. «Entkommen Sie den stickigen, überfüllten Strassenbahnen mit ihrer Ansteckungsgefahr», hiess es in einem Inserat: «Fahren Sie mit einem Fahrrad durch die reine, frische Luft.»

Steven Taylor, Professor für klinische Psychologie in Vancouver, Kanada, schreibt in der spröden, zu Abstraktionen neigenden Sprache des Wissenschaftlers. Aber die Studien, die er für seine Arbeit auswertet (ihre Auflistung

umfasst dreissig Seiten), dienen ihm auch als Fundgrube für viele Fallbeispiele. Darunter so absurde wie das einer Chinesin, die beim Ausbruch von Sars aus Angst vor einer Infektion ihre Banknoten in die Mikrowelle legte. (Sie verbrannten.)

Taylor, ist Spezialist für Angststörungen; beschäftigt sich ausführlich mit den Charaktereigenschaften, die eine Überschätzung der Bedrohung begünstigen, mit der sogenannten Krankheitsangst und ihren Behandlungsmöglichkeiten. Er nimmt aber auch die Krisenkommunikation der Behörden, die Rolle der Medien und Verschwörungstheorien in den Blick. Fast alles, wovon Taylor aus der Auswertung früherer Pandemien warnt, geht auch bei Corona mehr oder weniger schief. «Die Gefahr muss als glaubwürdig wahrgenommen (d. h. weder über- noch untertrieben) werden»,

*Auch die Velohändler profitierten schon 1918, als sich die Spanische Grippe ausbreitete.*

schreibt er, «und die vorbeugenden oder schützenden Massnahmen müssen einen derartigen Anspruch ebenfalls erfüllen.» Das klingt vertraut, wenn man an die endlosen Diskussionen um den Nutzen der Masken denkt.

Nicht neu ist auch, dass die Medien dazu neigen, Risiken zu übertreiben, fragwürdige Zahlen zu verbreiten und Experten eine Plattform zu geben, die den Teufel an die Wand malen. Neu ist jedoch: Corona ist die erste Pandemie im Zeitalter der weltweiten Vernetzung durch soziale Medien, über die sich reisserische Falschinformationen ungefiltert

verbreiten. Das sah Taylor voraus. Und was er aus Studien zu Ebola und Sars folgert, könnte auch für Corona gelten: Die psychologischen Auswirkungen der Pandemie, Ängste und Unsicherheit, sind in der Regel weiter verbreitet als die medizinischen – sie werden uns wohl auch in dieser Krise länger begleiten.

## Lebensrückblick eines Stalin-Opfers

*Oliver vom Hove*

**Sasha Filipenko:** Rote Kreuze. Aus dem Russischen von Ruth Altenhofer. Diogenes. 288 S., Fr. 24.–

Freunde kann man sich bekanntlich aussuchen, Nachbarn nicht. Doch in Sasha Filipenkos Romanerstling erweist sich die Nachbarschaft zu einer über neunzigjährigen Russin für den jungen Zuzügler Alexander in einem Minsker Mietshaus als Glücksfall. Denn Tatjana gehörte zu den Verfolgten von Stalins Terrorregime und erzählt viel.

Dem Roten Kreuz in Genf kommt dabei eine Schlüsselrolle zu. Tatjana war in den Kriegsjahren 1941 bis 1945 in Moskau Sekretärin im Aussenministerium. Durch ihre Hände liefen die Genfer Gefangenenlisten, die für einen möglichen Austausch von Sowjetsoldaten an ihre Dienststelle gesandt und von Aussenminister Molotow konsequent ignoriert wurden.

Der Autor stützt sich auf Archivfunde, die ihm nicht in Moskau, sondern in Genf in die Hände fielen. Das Rote Kreuz hat jeden an die



«Werden in 50 Jahren noch Seniorenheime gebaut?»

**Daniel Berner**  
CIO Schweiz  
Swiss Life Asset Managers  
zum selbstbestimmten Leben



sowjetische Regierung gerichteten Brief samt Protokoll über die verweigerten Reaktionen aufbewahrt. Diese Dokumente des Menschenrechtskomitees in Genf, die er im Roman ausführlich zitiert, geben Filipenko die Grundlage für seine (halb)fiktive Geschichte der Sekretärin Tatjana, der unter Stalin nach dem Krieg Haarsträubendes widerfährt. Wie die Archivfunde beweisen, hatte der sowjetische Diktator seine Soldaten in ausländischen Lagern nicht nur im Stich gelassen, sondern sie überdies als Verräter und Deserteure denunziert: «Tapfere Soldaten geraten nicht in Kriegsgefangenschaft.»

Als Tatjana während des Kriegs in den Gefangenenlisten den Namen ihres Mannes entdeckte, entschied sie sich kurzerhand, die Zeile zu löschen und den Namen des unmittelbar vorher angeführten Gefangenen zu wiederholen. Diese Tat trug ihr später nicht nur zehn Jahre Lagerhaft ein, sondern wurde auch durch den Tod von Ehemann und Tochter geahndet.

Der Autor beklagt in «Rote Kreuze» die mangelnde geschichtliche Auseinandersetzung mit der Stalin-Zeit im Russland von heute. Mehr noch: Er sieht klare Zeichen restaurativer Verklärung, die von behördlicher Seite durchaus gefördert werden. Grosse Literatur ist der Roman nicht. Dazu wechselt Filipenko zu Übergangslos zwischen direkter Rede und auktorialem Erzählen; dazu schwankt er stilistisch auch zu stark zwischen sachlichem Bericht und lyrischen Einsprengeln. Die eindringliche Lebensrückschau eines Stalin-Opfers, das den Terror überlebt hat, ist ihm dennoch gelungen.

## Die schwarze Kugel des Untergangs

Thomas Macho

**Nick Bostrom:** Die verwundbare Welt: Eine Hypothese. Aus dem Englischen von Jan-Erik Strasser. Suhrkamp. 112 S., Fr. 19.90

Nick Bostrom, schwedischer Philosoph an der Universität Oxford, ist Mitbegründer der World Transhumanist Association, und er leitet das Future of Humanity Institute in Oxford. Sein kontrovers diskutiertes Buch über den Aufstieg der «Superintelligenz → Szenarien einer kommenden Revolution» (2013) war ein Bestseller; 2018 erschien die Aufsatzsammlung zur «Zukunft der Menschheit», unter anderem mit Texten zur Vermeidung globaler existenzieller Risiken oder zum Konzept einer posthumanen Würde.

Vor wenigen Wochen wurde nun sein Essay über «Die verwundbare Welt: Eine Hypothese» publiziert. Bostrom entwirft darin ein Gedankenexperiment: Wir sollen uns die



*Einfach herzustellende Nuklear- oder Biowaffen könnten die Welt zerstören: Bild aus dem Endzeit-Thriller «Hell».*

Kreativität der Menschheit als Urne vorstellen, in der sich weisse, graue und schwarze Kugeln befinden. Während die weissen Kugeln nützliche Erfindungen und technische Innovationen repräsentieren, können die grauen Kugeln gute wie schädliche Folgen zeitigen. Schwarze Kugeln – wir wissen freilich nicht, ob sie schon in der Urne liegen – bezeichnen dagegen Technologien, die den Untergang der gesamten menschlichen Zivilisation bewirken würden, beispielsweise Nuklear- oder Biowaffen, die mit einfachen Mitteln herstellbar wären und einer apokalyptischen Minderheit zur kollektiven Vernichtung der Gattung dienen könnten. Die Möglichkeit solcher schwarzer Kugeln bezeichnet Bostrom als «vulnerable world hypothesis» (VWH).

Zumindest implizit folgt Bostrom der bekannten These von Günther Anders zum modernen Missverhältnis zwischen den Möglichkeiten des Vorstellens und des Herstellens. Und wie Anders bezieht er sich zumeist auf Beispiele aus der Geschichte des Atomzeitalters, in dessen Verlauf wir bisher nur Glück gehabt haben, wie etwa Eric Schlosser in «Command and Control» (2013), einer umfangreichen Untersuchung zahlreicher Fehlalarme, Unfälle und Pannen in den Zeiten des Kalten Kriegs, eindringlich demonstriert hat.

Bostroms VWH handelt überwiegend von menschlichen Akteuren: von eitlen Wissenschaftlern, die auch ihre gefährlichen Forschungsergebnisse unbedingt publizieren wollen, von skrupellosen Hackern, apokalyptisch-fanatischen Terroristen, autoritären oder entscheidungsschwachen Politikern. Folgerichtig zielen die Strategien und Massnahmen, die Bostrom gegen die

schwarzen Kugeln vorschlägt, vor allem auf menschliche Akteure. Er empfiehlt einerseits eine massive Stärkung der globalen Governance, andererseits eine intensive, präventive Überwachung durch international koordinierte Polizeiarbeit.

Fast schon satirisch wirkt die Idee, alle Bürgerinnen und Bürger mit «Freiheitskettchen» auszurüsten, die mit multidirektionalen Kameras und Mikrofonen unentwegt Bild- und Tonsignale in eine Cloud hochladen, die von

*Bostroms Risikoanalysen sind wesentlich plausibler als seine politischen Empfehlungen.*

KI-Algorithmen interpretiert und klassifiziert werden. So werden schwarze Kugeln zumindest in graue Kugeln verwandelt, denn natürlich ist auch Bostrom bewusst, dass seine Vorschläge das Risiko der Etablierung totalitärer Systeme in sich bergen.

Wird die Zukunft der Menschheit tatsächlich nur von menschlichen Akteuren gefährdet? Als Antwort auf diese Frage entwickelt Bostrom eine Typologie der schwarzen Kugeln. Der erste Typ – Stichwort: einfache Atombomben – bezieht sich auf die Möglichkeit einer Technologie, die ebenso simpel wie destruktiv ist und es folglich einer apokalyptisch disponierten Minderheit erlaubt, die humane Zivilisation nachhaltig zu zerstören.

Der zweite Typ der schwarzen Kugeln entspringt einem technologischen Niveau, das entweder mächtigen Akteuren (Typ 2a, Stichwort: sicherer Erstschatz) oder einer Vielzahl von Akteuren (Typ 2b) die Fähigkeit und den



Anreiz verleihen könnte, die Zivilisation zu verwüsten. Zum Typ 2b zählt Bostrom den Klimawandel, der schlimmer ausfallen könnte, als selbst die jüngsten Prognosen es vorhergesagen. Zwar sind es wiederum menschliche Akteure, die diese Prozesse hervorrufen und beeinflussen; aber ihre Handlungen sind so vielen Wechselwirkungen, Rückkopplungen und Kippeffekten unterworfen, dass es überaus schwerfällt, an die möglichen Erfolgsaussichten von globaler Governance oder «Freiheitskettchen» zu glauben. Fazit: Bostroms Risiko- und Untergangsanalysen erscheinen wesentlich plausibler als seine abschliessenden politischen Empfehlungen, die mit weniger als eineinhalb Druckseiten auskommen.

## SCHWEIZER KLASSIKER

### Trotzli aus der Urschweiz

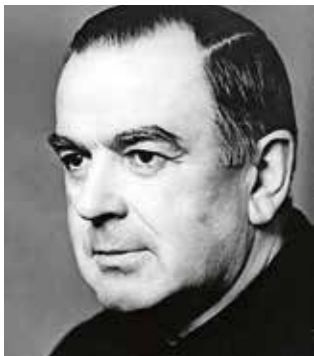
Christoph Mörgeli

Josef Konrad Scheuber: *Trotzli, der Lausub*. Neue Schweizer Bibliothek, Zürich 1976. 199 S.

Der Trotzli, eigentlich Josef getauft, trägt diesen Namen, weil seine älteren, etwas scheinheilig-braven Schwestern früher bei jedem neuen Streich des Bruders riefen: «Aha, das hat er wieder uns zu Leid und aus Trotz getan!» Die Beschreibung der bezopften Rösli und Marie («die kommen dann später noch früh genug vor») trüge heute wohl den Warnstempel «frauenfeindlich».

Trotzli, der Lausub, lebt in Allerorts, sein Vater heisst Fröhlich (und ist es auch), die Mutter ist eine geborene Ernsthaft (und ist es ebenso). Als weitere Respektpersonen treten Lehrer Langmut und erst recht Pfarrer Christofforus Silberhaar auf.

Trotzli ist der unbestrittene Anführer seiner fünf Freunde. Eigentlich meint er es mit all seinen Ideen und Taten gut, nur enden sie meistens als Missgeschick. Die Buben erleben die



Umtriebig: Josef K. Scheuber.

vier Jahreszeiten, die Feiertage, eine Schulreise auf dem schönen Vierwaldstättersee. Trotzli wird Ministrant, was ihn nicht daran hindert, als furchterregendes Gespenst einigen «Rätschwiißern» ihr Laster auszutreiben.

Trauriges wie die notfallmässige Geburt eines «Zigeunerkindes», das freilich nicht lange lebt, steht neben viel Humor. Etwa wenn Trotzli darüber sinniert, dass die Schulmeister mit Tränen in den Augen von den Waffentaten der alten Eidgenossen schwärmen – wenn aber Trotzlis bewaffnete Truppe mit einer Steinschleuder irgendwo einmal eine Scheibe «krümmt», erheben die gleichen Lehrer ein grosses Geschrei.

Nach dem Riesenerfolg von «Trotzli, der Lausub» (1936) legte Josef Konrad Scheuber (1905–1990) den Fortsetzungsband «Trotzli mit dem grünen Käppi» (1939) nach. Allen fünf Kameraden rät der Lehrer eingangs zu einem tüchtigen Beruf. Nur Trotzli schickt er zum Pfarrer, der ihm bis zuunterst in die Seele schaut und seine Berufung erkennt: Voraussetzung dafür sind freilich eine alte Latein Grammatik und die Aufnahmeprüfung ins Kollegi. Beides wird ihn – was allerdings unausgesprochen bleibt – zur Priesterweihe führen.

Auch als Gymnasiast besteht Trotzli manches lustige Abenteuer, aber auch den Ernst der Zeit mit Luftschutzübungen, Gasmasken und Entrümpelungsaktionen. 1946 folgte «Trotzli begegnet dem Bruder Klaus» und 1960 «Trotzli, der Student».

Bis in die siebziger Jahre wurden die «Trotzli»-Bücher von ganzen Bubengenerationen verschlungen. Seither sind die Lausbubenromane fast ganz vergessen: Zu innerschweizerisch, zu katholisch, zu patriotisch, dürfte das Verdikt lauten. Josef Konrad Scheuber stammte aus Nidwalden, wirkte aber hauptsächlich im Kanton Uri. Der umtriebige, ungemein kreative Geistliche gehörte zu den prägendsten Figuren eines noch intakten katholischen Milieus. Unermüdlich organisierte er die kirchliche Jugendarbeit und war begeisterter Feldprediger, Schriftsteller, Hörspielautor und Theatermacher.

Dem konservativen Theologen genügte seine universale Kirche. Ansonsten stellte er die Schweiz über alles, ganz zuoberst die Urschweiz, deren allmählicher Identifikationsverlust durch fremde, städtische Einflüsse ihn schmerzte. Als Begründer des Tell-Museums in Bürglen wie als wirkungsmächtiger Trommler für die Heiligsprechung von Bruder Klaus wurde er landesweit bekannt. Seine markanten Dialektgedanken im Radio («Liebe Mitmäntsch») genossen auch bei der reformierten Hörerschaft grosse Popularität. Der Historiker und Linkspolitiker Josef Lang übte später ebenso heftige wie überzogene Kritik an Scheuber, indem er einiges Zeitgebundene als fremdenfeindlich und antisemitisch verurteilte.



## BIBEL

### Pontius Pilatus

*Und Pilatus sagte zu den Hohen Priestern und der Menge: Ich finde keine Schuld an diesem Menschen (Lukas 23, 4).* – Im apostolischen Glaubensbekenntnis wird ausser Jesus und Maria nur Pontius Pilatus genannt: [...] *gelitten unter Pontius Pilatus*. Das ist insofern erstaunlich, als der Statthalter des Kaisers bei der Kreuzigung Jesu nicht die treibende Kraft war. Er fand keine Schuld an ihm und liess dem Volk sogar die Wahl, Jesus oder einen Mörder freizulassen.

Pontius Pilatus war kein Scheusal wie der spätere Kaiser Nero, geschweige denn wie die modernen Massenmörder. Doch gerade als untergeordneter Zauderer verkörpert er den typischen Politiker. Anstatt das Recht durchzusetzen, widmete er sich den Zustimmungswerten und der Rechtfertigung seiner Macht. Er ist ein Spiegelbild der Politik, auch des Bundesrats in der Corona-Krise.

Durch sie erleidet die Schweiz eine beispiellose Ausdehnung des staatlichen Einflusses. Mit ihrer Ansprache zum 1. August hat die Bundespräsidentin gezeigt, dass dies für sie kein Problem ist. Sie erwähnte weder die Eingriffe in die verfassungsmässigen Freiheiten noch den wirtschaftlichen Schaden, der übrigens auch die Sozialwerke treffen wird. Sie sprach von «Solidarität» – ohne über Lohnsenkungen im aufgeblähten Staatsapparat ein Wort zu verlieren. Zuvorderst erwähnte sie einen Bergbauern, der seine Rente für Bedürftige nach Bern geschickt hatte. Das ist ehrenwert, aber angesichts der Kosten von siebzig bis achtzig Milliarden Franken zugleich Kitsch.

Die Bundesräte haben nach dem Muster von Pontius Pilatus gehandelt. Sie sind keine Scheusale, doch haben sie den Machtzugang für Scheusale niederschwelliger gemacht. Aber es gibt Hoffnung: Gott hat trotz dem Versagen von Pontius Pilatus die Heilsgeschichte nicht abgebrochen. Er wird auch die Windungen der heutigen Politik beiseiteschieben und dem Recht Nachachtung verschaffen.

Peter Ruch

# Schnappschüsse für die Ewigkeit

Eine Ausstellung von 400 Fotografien aus dunkel gewordenen Tagen erzählen zeitlose Geschichten und erhellen die Gegenwart.

Michael Bahnerth

**The Incredible World of Photography:**  
Sammlung Ruth und Peter Herzog.  
Kunstmuseum Basel, Neubau, 10 - 18 Uhr.  
Bis am 4. Oktober 2020.

**W**ann passiert einem das schon in diesen Tagen, in denen wir alle ein wenig verloren in den Ozeanen der Worte und Bilder treiben und vor lauter Wellen das Meer nicht mehr sehen: dass sich ganz normale Bilder im Kopf vertäuen, länger als bloss für die Dauer von zwei, drei Klicks; dass diese Bilder zur Quelle von Worten, diese wiederum zu Geschichten werden, in denen das ganze Narrativ der Welt schwimmt? Man geht im Basler Kunstmuseum in die Ausstellung «The

Incredible World of Photography», die eine Sammlung von unzähligen Fotosammlungen von Ruth und Peter Herzog ist, die im Rahmen des «Jacques Herzog und Pierre de Meuron Kabinetts» gezeigt werden. Vierhundert Exponate wurden ausgewählt: Sie zeigen die Fotografie als neues Kulturphänomen vor 180 Jahren; dann als Massenvergnügen vor gut 120 Jahren bis ins Jahr 1970. Und man verlässt die Ausstellung mit unzähligen Bildern im Kopf und lose versponnenen Geschichten, verzaubert von einer Reise durch das Vergangene, erstaunt über das Antlitz des Gewesenen, irritiert von der Gegenwart, bildlos gegenüber der Zukunft.

Und da ist auch ein altes Wort, das in den dunklen Winkeln des Kellers des eigenen Wortschatzes wie verlorengegangen schien und

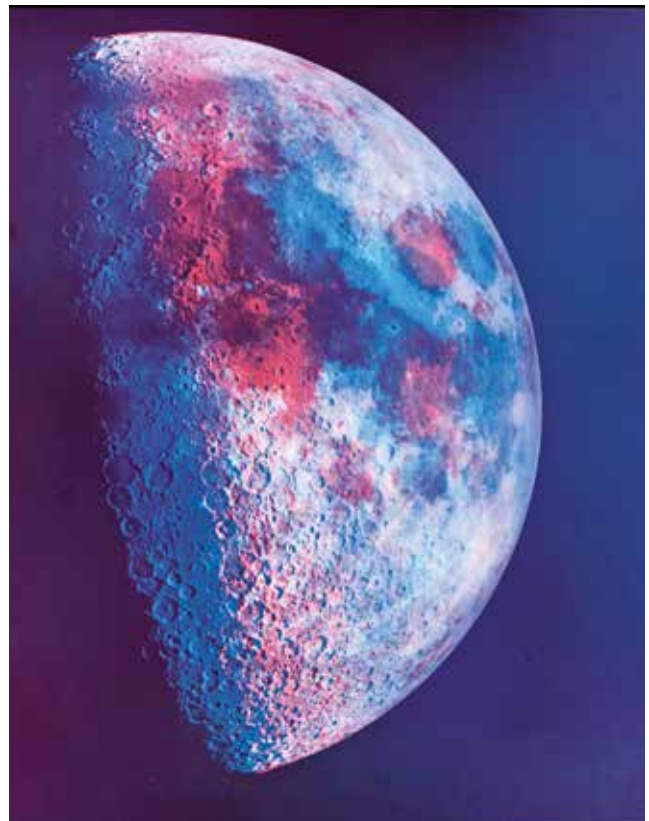
plötzlich wieder belichtet wurde: Schnappschuss. Welch ein grossartiges Wort. Dieses Einfrieren der permanenten Bewegung aller Dinge und des Zeugs, der Menschen und Maschinen, des Wassers und des Windes, des Tags und der Nacht, der unaufhörlichen Tragödie und Komödie da draussen auf der Bühne der Welt. Dieses Verewigen von Momenten aus dem Fluss des unerbittlich voranschreitenden Vergänglichem. Dieses kleine Lichtbild aus dem Dunkel gestorbener Jahre, Tage, Minuten und Sekunden.

## Der Zeit entrissen

Was ins Auge springt und dort den Weg nach innen findet, wenn man sich die Familienporträts aus dem 19. Jahrhundert anschaut, ist



*Queen Victoria, 1866–1867:* Von William Bambridge.



*Anaglyph vom Mond, 1923:* Von Léon Gimpel.



*Badende (Coney Island), 1950–1960: Von einem unbekanntem Fotografen.*

zuerst etwas ganz Lapidares: wie Menschen damals ausgesehen haben. Es sind nicht die Haare oder die Kleidung. Es sind die Gesichter, vornehmlich jene der Erwachsenen; ihre Augen, Nasen, Münder, Ohren, die Seelen, die sich in ihnen spiegeln, die Fähnrisse der Welt, die sich über sie gelegt haben. Es sind die Gesichter untergegangener Welten, die wieder lebendig werden und einen anmuten, als ob Homini- den von fernen Planeten zu uns zu Besuch gekommen seien. Seltsamerweise sehen die Kinder von damals viel eher aus wie die Kinder von heute.

Vielleicht liegt es daran, dass das Gesicht eines Kindes noch unzerfurcht ist von den Wunden, die das Leben jedem und jeder zufügt, sobald sie dem Kindesalter entwachsen. Dass das Gesicht eines Kindes noch frei ist von Sorge und Leid, dem existenziellen Tohuwabohu des Daseins, dem Wissen um die Vergänglichkeit, der Ahnung vom Tod.

Die Bilder der Ausstellung in all ihren Facetten erzählen doch stets dieselbe Geschichte. Ob es ein Bild ist des aktuellen Harems in den Jahren 1872 bis 1875 von Schah Naser al-Din Qajar;

oder die kurdische Familie Sevruguin 1872; oder eine unbekannte Mutter mit Kind aus dem Jahr 1848. Ob es der Eiffelturm ist, die Akropolis, eine Brücke, ein Staudamm, ein Himmel, ein Blitz, ein Unfall, ein erlegter Walfisch, eine

*Dieses kleine Lichtbild aus dem Dunkel gestorbener Jahre, Tage, Minuten und Sekunden.*

Königin, ein Bettler, ein Schützengraben, eine Friedensfeier, ob schwarzweiss oder farbig – es sind der Zeit entrissene Momentaufnahmen, es sind Zeitbilder, es ist wie eine unsterbliche Belichtungszeit auf all das Verblichene, es sind Geschichten, die lange nicht mehr erzählt worden sind.

**Im Schlund des Vergessens**

Und es ist, wenn man so will, ein unbeabsichtigtes Plädoyer für das Analoge in Zeiten des Digitalen. 500 000 Fotografien umfasst die Sammlung Ruth und Peter Herzog insgesamt. Das mag nach viel klingen, es sind aber doch

nur ein paar Bilder im Vergleich zu den fast zwei Milliarden Fotos, die täglich geschossen und in den Kanälen der Social Media hochgeladen werden. Da sind jene, die auf dem Speicher des eigenen Mobiltelefons bleiben, noch nicht mitgerechnet. Aber alle sind sie archiviert auf den Speichern irgendeines Cloud-Service, diesen gigantischen Fotoalben der Moderne.

Was aber geschieht mit diesen Bildern, diesen Schnappschüssen und Selfies? Den mehr als 700 Milliarden jährlich, den vielleicht eine Billion Fotos insgesamt? Die Antwort ist: vermutlich nicht viel. Sie bleiben dort liegen, werden von den neugeschossenen überdeckt, werden vielleicht irgendwann gelöscht, verschwinden irgendwann ebenso im Schlund des Vergessens wie die Momente, die sie festgehalten haben.

Verloren gehen dabei wahrscheinlich die Bilder, die dereinst, wenn wir noch Lebenden alle schon über hundert Jahre tot sind, in der Lage wären, den dann lebenden Menschen unsere im Labyrinth der Dunkelheit verschwundenen Pfade zu beleuchten – und sie für die Dauer eines Schnappschusses dem Vergessen zu entreissen.



Ein blutiger Veitstanz nach dem anderen: «Gangs of London».

## SERIEN

# Alice im Plunderland

Wolfram Knorr

**Gangs of London (GB, 2020)**  
9-teilige Serie von Gareth Evans und Matt Flannery auf Sky. Mit Colm Meaney, Michelle Fairley, Joe Cole, Sope Dirisu.

Das Grab wird aufgebrochen, der Kopf der Leiche abgesägt, in einen Sack gepackt, auf den Beifahrersitz geworfen, der Begleiter murrte: «Hau ab, du hast Mundgeruch!» Da reichte es den bayrischen Staatsanwälten; kurzerhand liessen sie «Bring Me the Head of Alfredo Garcia» von Sam Peckinpah absetzen. Infolge deutscher Rechtsunsicherheit auf diesem Gebiet wurde der Film, mit wenigen Schnitten versehen, wieder in die Kinos gebracht. Das war anno 1975, als Sam Peckinpah («The Wild Bunch») noch die Gemüter in Wallung brachte.

Jahrzehnte später ist es eine britische Gangster-Serie, die die britische Medienaufsichtsbehörde und die Öffentlichkeit in negative Erregungszustände versetzt. Zensurmassnahmen aber wurden lieber vermieden – ausser zusätzlicher Werbung hätten sie nichts gebracht. Und so wird in den neun Folgen der Sky-Serie «Gangs of London» mal mit Äxten, mal mit Macheten, mit Scheren, Dart-Pfeilen und Knarren gefoltet und gekillt, bis jede Folge aussieht, als wären die Reiter der Apokalypse

durchgetobt. Dagegen wirkt Peckinpah mit seinen Filmleichen wie ein Philatelist, der mit Liebe und Behutsamkeit seine Briefmarken sammelt.

### Amoral ist Moral

«Gangs of London» von Gareth Evans («The Raid»), einem walisischen Autor, Regisseur, Action-Choreograf und Editor, und Matt Flannery, Kameramann, erdacht und umgesetzt, macht keine halben Sachen: London ist ein einziger Verbrecher-Morast. Gangs aus Irland, Wales, Albanien, Kurdistan, Pakistan, einem afrikanischen Staat und Dänemark beherrschen den Schmelztiegel. Kein kühner Neubau, der nicht aus dem kapitalistischen Sumpf der Unterwelt gewachsen wäre. Ihr Oberboss Finn Wallace (Colm Meaney), der den Laden im Griff hatte, fällt einer Intrige zum Opfer; sein Businesspartner Ed Dumani (Lucian Msamati) versucht zwar, den Patriarchen zu beerben – aber vergebens.

Vor allem Finns Sohn Sean (Joe Cole) und dessen Mutter Marian Wallace (Michelle Fairley) wollen Rache – und die Metropole wird zu einer Art «Alice im Plunderland»: Nichts stimmt mehr, unten ist oben, klein ist gross, schwarz ist weiss, Amoral ist Moral, und die Figuren benehmen sich wie der verrückte Hutmacher in «Alice im Wunderland»: «Ich bin nicht verrückt. Meine Realität ist einfach eine andere.»

Marian Wallace, eingefallene Wangen, Lippen wie Rasierklingen, mit dem Blick einer Krähe, projiziert ihren Frust und Lebensbetrug

auf jeden, der ihrer Familie zu nahe kommt. Als sie erfährt, dass ihr Mann sie hinterging und sich mit einer Geliebten davonmachen wollte, wird sie zur kampffeielen Kaltmegäre.

Elliot Finch (Sope Dirisu), ein afrobritischer Undercover-Agent, der sich ins Vertrauen von Sean Wallace schlich, arbeitet mit der gleichen zynischen Hintertreppen-Strategie wie die Halunken, denen er das Handwerk zu legen versucht. Sean Wallace wiederum, blass und hohläugig, völlig überfordert von der neuen Verantwortung, halb Spiesserzecke, halb Zornnickel, verliert bald die Orientierung zwischen den ausbrechenden Revierkämpfen. Der Irrsinn steigert sich ins Absurde, in ein kolossales Nichts hinein.

### An der Kante zum Abgrund

Als die Mörder von Finn Wallace sich in ein walisisches Farmhaus flüchten, in dessen Keller sich eine Patronen-Manufaktur befindet, und dort aufgespürt werden, entpuppt sich die undurchschaubar gewordene Welt, bei der niemand mehr weiss, was sie eigentlich zusammenhält, als höllisches Chaos.

Die Wallace-Familie und alle anderen – Freunde, Gegner, wer weiss das schon – agieren an den Rändern, an der Kante zum Abgrund, wo die Welt nichts mehr bedeutet, sondern nur noch absurd ist. Nicht um Mafia-Edelgetue geht es, sondern um die komplette Zerlegung einer Gesellschaft, die durch rohe kapitalistische Macht- und Besitzgier völlig zerrüttet ist – egal, welcher Ethnie die Raffzähne angehören.

Einen Zug zum Absurden haben alle Figuren. Rastlos treiben sie sich voran, immer im Wissen, dass der grössere Halunke den kleineren frisst; und natürlich will keiner der kleinere sein. So folgt ein Blut-Veitstanz dem anderen, mit Slapstick-Figuren, die in einem Kannibalen-Ballett tanzen. Im Zentrum die verknöchert verbissene Wallace-Witwe und ihr blasser Hänfling Sean, hinterhältig beäugt vom Business-Smartie Ed Dumani, der mit pflaumenweicher Perfidie seinen Ex-Partner Wallace hintergeht, aalglatt und brutal.

Und in sicherer Distanz zur Arena der Kampfgockel die «Investoren» in Lackschuhen und im feinsten Zwirn, die nach sozialdarwinistischem Prinzip sich mit denen engagieren, die als Sieger übrigbleiben. Das makabre Grand-Guignol einer Ökonomie, die nicht nur mit den moralischen, sondern auch mit den physikalischen Gesetzen gebrochen hat.

Gareth Evans hat das wie ein «Theater der Grausamkeit» brillant in Szene gesetzt, erstklassig besetzt, in düsterem Ambiente. Keine leichte Kost, gewiss nicht. Der Philosoph Markus Gabriel sprach kürzlich in einem Interview im *Spiegel* von einem «Burn-out-Kapitalismus», der unsere Zeit prägte. Hier poppt er aus der siedenden Betriebsamkeit auf wie Popcorn.

## KINO

# Vom Himmel gefallen

Wolfram Knorr

Mestari Cheng (Finnland/China, 2019)

Regie: Mika Kaurismäki. Mit Pak Hon Chu, Vesa-Matti Loiri, Lucas Hsuan, Kari Väänänen

Mitten in Lapplands Pampa, in Pohjanjoki, entsteigen ein Mann und ein Junge einem Bus und schauen orientierungs- und ratlos über Wälder, Wiesen und eine Raststätte, in der sie von kernigen Dörflern beäugt werden wie Aliens. Als der Mann auch noch nach einem «Mister Fongsong» fragt, den hier freilich niemand kennt, ist die Verwunderung gewaltig – bis sich die resolute Wirtin Sirkka (Anna-Maija Tuokko) der beiden wie vom Himmel Gefallenen annimmt und ihnen ein Zimmer zum Übernachten anbietet; auch für länger, falls sie «Fongsong» nicht finden. Im Dorf Pohjanjoki gibt es kein Hotel.

Mühsam stolpern Sirkka und Cheng (Pak Hon Chu), der aus Schanghai stammt, über die englische Sprache aufeinander zu, und die skurrile Ausgangslage beginnt sich mit charmanter Ironie zu einer verschmitzten Love-Story mit dem diskreten Charme von Glühwürmchen zu entfalten. Cheng und sein Filius Nunjo (Lucas Hsuan), zwei äusserst höfliche Menschen aus einer fernen Welt, machen gute Miene zum eher schlichten Mahl, zum Wurst-Buffer, das Sirkka kredenzt. Denn Cheng ist Koch, in seiner Heimat gehörte er zu den Besten, und es juckt ihn, der überforderten Sirkka in der Küche zu helfen – und so wird die Raststätte bald zu einer kulinarischen Pilgerstätte, die sogar die mürrischen finnischen Zottelbärte nicht mehr missen möchten.

«Mestari Cheng» von Mika Kaurismäki, dem Bruder des berühmteren Cineasten Aki Kaurismäki, erzählt in wunderschönen idyllischen Bildern ein schrullig anmutendes Globalisierungs-Märchen: Hoch nach Lappland reist ein Chinese, um sich bei seinem finnischen Freund zu bedanken, der ihm einst in Schanghai nach dem Tod seiner Frau aus seiner existenziellen und finanziellen Krise half. Doch der Freund ist unauffindbar, denn Cheng spricht den Namen einfach falsch aus.

Zwischen seiner Suche zaubert er in Sirkkas Küche mit chinesischer Virtuosität und subtilem Fingerspitzengefühl die tollsten chinesischen Gerichte auf die Teller.

Essen im Film ist fast ein eigenes Genre, vor allem im asiatischen Kino, das mit der Kochkunst das Reich der Sinne um einen delikaten Aspekt bereicherte: über die visuelle Aneignung des Essens unterschwelliges erotisches Begehren wecken. Grossmeister dieses maliziö-

sen Doppelspiels war allerdings ein Brite: Alfred Hitchcock («Frenzy»).

Auch bei Kaurismäki geht's natürlich darum, wie Cheng sich übers Kochen Sirkka zu nähern weiss. Und das geschieht so wunderbar leichtfüssig, dass bei der Zubereitung der Gerichte, Sirkkas Hilfe, den wechselnden Blicken und verschmitzten Reaktionen der Ortsansässigen, ein emotionales Vergnügen entsteht. Bald wollen die Bewohner Cheng nicht mehr ausreisen lassen. «Mestari Cheng» ist auch eine Hymne auf den Culture-Clash.

## POP

# Der innere Frieden

Anton Beck

Logic: No Pressure.  
Def Jam Recordings

Für Kenner von Logics Diskografie wirkt das neue, sechste und angeblich letzte Album des in Maryland geborenen Rappers vertraut. Schon der Titel «No Pressure» ist eine Hommage an Logics Debüt «Under Pressure» (2014), und auch der Sound vereint die beiden Alben. Jazzige Pianomelodien werden verbunden mit ruhigen Beats und technisch-kühlen Hintergrundstimmen, die in regelmässigen Abständen gesprochene, musikfreie Sequenzen einleiten. Auch inhaltlich besinnt Logic sich auf seine Wurzeln. Anders als bei seinem wohl populärsten Album «Everybody» (2017) gibt es nun kein übergeordnetes Thema wie Rassismus, und der Rapper verzichtet auch darauf, eine lineare Geschichte zu erzählen. Stattdessen geht es wieder um das Alltägliche, um Gefühlszustände und persönliche Empfindlichkeiten, aber auch um das im Rap angesehene Kokettieren: «It's what you all been waitin for, ain't it / This No Pressure shit kinda got us reacquainted.»

Fast schon beängstigend selten scheint die kritische politische Haltung durch, zu der sich Logic in den letzten Jahren öffentlich bekannte. Und sie bleibt meist allgemein, wenig konkret: «Evil politicians, people on Twitter bitchin' / Hashtaggin', but in real life, they never pitch in.» «No Pressure» scheint, wie es der Titel andeutet, auf Frieden aus zu sein. So als wäre Logic im Reinen mit sich selbst, mit seiner Karriere, seinem Privatleben, aber auch mit der Welt. Songs wie «Heard Em Say» verdeutlichen das: «Overcame depression, even overcame addiction / And had the courage to say what other wouldn't with conviction» oder «Love life, can't tell you how much a fan I am».

Dass Logic einen solch optimistischen Ton anschlägt, ist überraschend. Der Dreissig-

jährige ist eigentlich bekannt dafür, auch gerne unpopuläre Themen anzusprechen. Sein bekanntester Radiohit trägt den Namen «1-800-273-8255» – die Telefonnummer der amerikanischen Suizid-Hotline.

Interessant ist auch, dass Logic dieses Mal darauf verzichtet, andere Künstler mit ins Boot zu holen. Dabei knackte der Song «Homicide», den er 2019 mit Eminem performte, die Sechzig-Millionen-Grenze auf Youtube. *Collaborations* sind meist eine sichere Sache, auf «No Pressure» aber wirkt es so, als wolle Logic noch einmal sein ganz persönliches Rap-Statement abgeben, ohne dabei Radiotauglichkeit oder Vermarktung zu viel Platz zu geben – ganz wie zu Anfangszeiten.



Wegen seines Kindes wird der Rapper nun Streamer auf dem Portal Twitch: Logic.

## KNORRS LISTE

- 1 Sibyl ★★★★★  
Regie: Justine Triet
- 2 Days of the Bagnold Summer ★★★★★  
Regie: Simon Bird
- 3 Criminales como nosotros ★★★★★  
Regie: Sebastián Borensztein
- 4 The King of Staten Island ★★★★★  
Regie: Judd Apatow
- 5 Mestari Cheng ★★★★★  
Regie: Mika Kaurismäki
- 6 Un divan à Tunis ★★★★★  
Regie: Manele Labidi
- 7 Unhinged ★★★★★  
Regie: Derrick Borte
- 8 Berlin Alexanderplatz ★★★  
Regie: Burhan Qurbani
- 9 Pinocchio ★★★  
Regie: Matteo Garrone
- 10 The Climb ★★★  
Regie: Michael Covino



«Dekonstruierung» einer Geige während der Aufführung eines Beethoven-Streichquartetts: Sound-Tüftler Matthew Herbert.

## KLASSIK

### Pfiffige Unruhestifter

Thomas Wördehoff

Saisonbeginn: Ausblick auf die Premieren in Zürich, Luzern und Basel

Eigentlich könnten ja alle glücklich sein. Zugegeben, diesen Zustand seliger Eintracht wird es wohl nie geben, auch und insbesondere nicht im Feld der klassischen Musik, wo zwischen Progressiven und Werktreuen durchaus noch die Fetzen fliegen können. Doch die Zeiten, in denen bei Opernpremierer schon mal Kraftausdrücke, Kinnhaken und Klageandrohungen ausgetauscht wurden, sind längst vorbei.

Zeitgleich mit saftigen Skandalen hat auch die Begriffspaarung «konventionell» und «modern» ihr Leben ausgehaucht. Eine diskrete Verschiebung hatte die Gemüter beruhigt: Die inzwischen obligatorisch gewordene szenische Aktualisierung der Stoffe war nämlich zur neuen, verpflichtenden Konvention geronnen. Für Verdi-Aufführungen, in denen der schicke Brioni-Zwirn, der Container oder das Handy fehlt, hat man heute nur noch ein müdes Lächeln übrig.

Mit anderen Worten: Das zündelnde Regieteam von einst hat ausgedient. Die spektakulären Würfe obliegen heute jenen Spielleitern, die mit kühlem Blick und ruhiger Hand durch die bisweilen verworrenen Erzählstränge der

Meisterwerke führen und einigermaßen schlüssige Narrative zur Musik liefern, ohne zwanghaft nach dem nächsten «Buh!» zu gieren. Leute wie der Australier Barrie Kosky, erfolgreicher Chef der Komischen Oper Berlin, der seit Jahren einfallsreich das Repertoire aufmischt und mit Chuzpe hochmusikalisch neu erzählt. Zu Saisonbeginn wird er in Zürich Mussorgskis «Boris Godunow» inszenieren, Corona-bedingt mit ausgelagertem Chor und Orchester, was für eine alpträumhafte Durchleuchtung der wahngeplagten Zarenpsyche spricht (mit Michael Volle ist die Titelpartie ideal besetzt). «Boris» unter dem Brennglas seziert: Das könnte spannend werden.

#### Keine Zurückhaltung an der Partitur

Insgesamt ist das szenische Niveau während der letzten Jahre in den Opernhäusern Europas eher gestiegen. Eine neue Generation von Verantwortlichen konnte die Augen nicht mehr vor den wachsenden Ansprüchen an die Qualität der Aufführungen verschliessen. Das einfallslose Rampen- und Stehtheater und manche nachlässig beleuchtete Wiederaufnahme bestätigten lang genug das Vorurteil, die alte Tante Oper sei ein Fall für reifere Semester. Dieses Ressentiment ist längst vom Tisch; selbst die Salzburger und Bayreuther Festspiele haben ihr Publikum tatkräftig verjüngt.

Dennoch – ein gut geschmierter Opernbetrieb kann eine Schwerkraft entwickeln, die unauffällig zu künstlerischem Stillstand führt. Und genau dann sind Unruhestifter vonnöten, wie es etwa der derzeitige Leiter des Lu-

zerner Theaters und neue Direktor des Basler Dreispartenhauses ist. Benedikt von Peter gehört zu den derzeit pfiffigsten Ideengebern in Europas Opernhäusern, die auch vor vermeintlichen Tabus nicht zurückschrecken. In seiner mittlerweile berühmten, seinerzeit aus Hannover importierten «La Traviata»-Auslegung liess er etwa die Violetta mutterseelenallein auf der Bühne agieren; aus Robert Schumanns «Faust-Szenen» machte er ein «installatives Oratorium», das mit Sack und Pack und Leuten von der Bühne über den Vorplatz des Luzerner Theaters in die benachbarte Jesuitenkirche zog.

Nun holt er breitbeinig an seinen beiden Häusern aus. In Luzern, dem Theater, das er ein Jahr lang noch übergangsmässig führt, mit Beethoven. In Basel, seinem neuen Domizil, mit Olivier Messiaens religiösem Grosswerk «Saint François d'Assise».

Für beide Produktionen engagierte er Matthew Herbert, 48. Der bekannte britische Sound-Tüftler wird für gewöhnlich eher mit Dancefloor und ähnlichen zeitgemässen Lustbarkeiten assoziiert. In der Co-Produktion von Theater, Lucerne Festival und der renommierten Londoner Barbican Hall wird sich der Elektronik-Guru an der Reuss zusammen mit dem Dirigenten André de Ridder und seinem zwölfköpfigen Ensemble Stargaze Beethovens «Nine» annehmen – und dabei durchaus keine Zurückhaltung an der Partitur üben.

Der 1. Satz wird kurzerhand nur einer Violine plus Loop-Station überantwortet und damit stellvertretend dem Individuum schlechthin. Im 2. Satz korrespondieren die zwölf Mit-

spieler einzeln miteinander, der 3. Satz lässt etwa dreissig Schallplattenaufnahmen in einer Klanginstallation mit- und gegeneinander laufen, und im 4. Satz werden Laienchöre die bekannte «Ode an die Freude» intonieren. Eigentlich ein – reichlich unverständliches – Tabu in der Musikwelt und dabei nicht einmal neu: Beethovens Originalkomposition wird durch die Eingriffe des Teams gleichsam «übermalt», eine Technik, wie sie seit Jahrzehnten der österreichische Maler Arnulf Rainer praktiziert; ein anderes Beispiel ist der amerikanische Architekt I. M. Pei mit seiner berühmten Glaspiramide vor dem Pariser Louvre.

### Konkrete Wirklichkeit für die Kunst

Herbert, de Ridder und Stargaze werden ihren Beethoven als Corona-gerechte Prozession zwischen Theater und KKL inszenieren und damit – hoffentlich – das Werk für einmal von allem Gala- und Hymnenaufputz befreien. Es gibt einen herrlichen Frustseufzer von Herbert, der als Motto über seiner Basler Beschäftigung mit dem Werk Olivier Messiaens stehen könnte: «Ich kann nicht aufnehmen, wie es klingt, wenn Angela Merkel sich mit ihrer besten Freundin in Paris mit Martinis betrinkt.»

Der praktizierende Katholik Messiaen (1908–1992), der wie besessen Gesänge von Vögeln aufzeichnete und sie in seine Kompositionen integrierte, verfolgte ähnlich wie Herbert die Idee, konkrete Wirklichkeit der Kunst dienstbar zu machen. Matthew Herbert nahm vor zehn Jahren das Leben eines Schweins («One Pig») von der Geburt bis zur Schlachtung auf (die Haut diente schliesslich als Schlagzeugfell für einen Jazz-Drummer), der ästhetischen Praxis Olivier Messiaens also nicht ganz unähnlich. Nun wird er in Basel unsere und seine Wirklichkeit den Vogelstimmen Messiaens zuführen. Ob alle glücklich werden, bleibt abzuwarten. Aufregend könnte es werden.

## PODCAST

### Ein Fall für zwei

Daniel Weber

**Zeitsprung:** Geschichten aus der Geschichte.  
Von Daniel Messner und Richard Hemmer.

Einfache Ideen sind oft die besten. Die beiden Macher des Podcasts «Zeitsprung» erzählen abwechselnd jede Woche eine spannende Geschichte aus der Geschichte, kreuz und quer springen sie dabei durch die Jahrhunderte, Kontinente und Themen. Die letzten fünf Folgen widmeten sich: dem japanischen Nationalmythos der 47 Ronin; der Herkunft und Bedeutung des Kautschuks; der Arktis-Expedi-

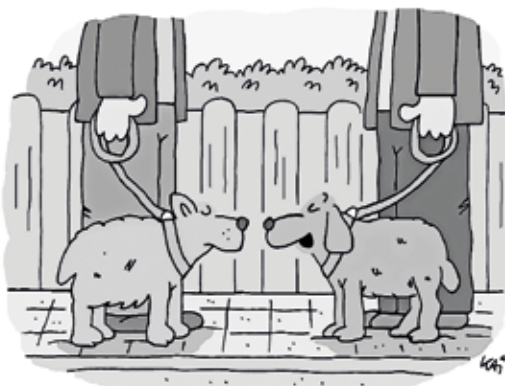
tion des britischen Seefahrers und Freibeuters Martin Frobisher; den «Harvard Computers» genannten Pionierinnen der Astrophysik; dem Schachtürken, einem «Automaten» aus dem 18. Jahrhundert.

Der dramaturgische Trick des Podcasts besteht darin, dass immer nur der Erzähler das Thema kennt, über das er spricht – sein Gegenüber wird so gleichsam zum Stellvertreter des Zuhörers. Die Rollen sind klar verteilt, jede Woche wird abgewechselt. Der jeweilige Zuhörer wirft ab und zu eine Frage ein oder wird vom Erzähler etwas gefragt. Und wenn er gerade nicht weiss, wer 1574 in England auf dem Thron sass, ist das keine peinliche Wissenslücke, sondern eher Anlass zur Erheiterung. Überhaupt ist der Podcast das Gegenteil von oberlehrerhaft, er ist in einem gutgelaunten Plauderton gehalten, es wird viel gelacht – und man hört den angenehmen Stimmen einfach gerne zu. Was es zu erfahren gibt, ist immer lehrreich, aber nie belehrend.

Vorbildlich pflegen die beiden Historiker Messner und Hemmer den Kontakt zu ihrem Publikum. Die ersten zehn Minuten der vierzigminütigen Folgen sind den Hörer-Reaktionen gewidmet: Sie liefern Ergänzungen, korrigieren Ungenauigkeiten, loben und kritisieren. Und immer wieder nehmen die Macher auch Themenvorschläge ihrer Zuhörerinnen und Zuhörer, von denen die beiden eine Menge haben, auf.

In der Jubiläumssendung zur 250. Folge wurde mit berechtigtem Stolz eine Zwischenbilanz gezogen: Auf der Website (zeitsprung.fm) gab es bis dahin 6,5 Millionen Downloads, bei Spotify kamen 3 Millionen Streams dazu. Das ist ein gewaltiger Erfolg für einen deutschsprachigen Geschichte-Podcast.

«Zeitsprung» ist eine Wundertüte. Wer nicht regelmässig Reinhört, kann sich im Archiv aus inzwischen 255 Sendungen rauspicken, wonach ihm der Sinn steht – und sich verblüffen lassen. Die Streifzüge von Messner und Hemmer durch die Geschichte belegen die alte Wahrheit, dass die Wirklichkeit Geschichten liefert, welche die Fiktion übertreffen.



„Er heisst Manfred, ist 42 und ein Männchen.“

## JAZZ

### Im Nirgendwo

Peter Rüedi

**Omri Ziegele Tomorrow Trio**  
(with Christian Weber and Han Bennink):  
All Those Yesterdays. Intakt CD 333

Bei anderen mag das Zufall sein, nicht aber bei Omri Ziegele, 1959 in Israel geboren, in Zürich aufgewachsen und ein Musiker im Weltformat. Der sprachmächtige Altsaxofon-Expressionist liebt eine scharfkantige Holzschnitt-Ästhetik ebenso wie das nachdrücklich ins Publikum orgelnde Pathos eines Predigers: «Ich wäre gerne Blues- oder Soulsänger, um meine Botschaften direkt ins Publikum zu schreien.»

Das jüngste Album heisst nach einem seiner Titel «All Those Yesterdays», Ziegeles Trio mit dem Bassisten Christian Weber und der holländischen Drummer-Legende Han Bennink indes «Omri Ziegele Tomorrow Trio». Irgendwo dazwischen, im Nirgendwo, das die meisten «Gegenwart» nennen, spielt die viel- und starkfarbige, freie, kommunikative Musik der drei.

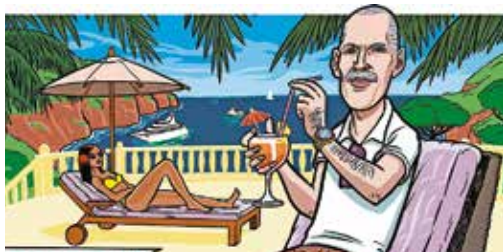
Mit Ziegele zu sprechen: «Die Musik ist mir um einiges voraus, sie entsteht wie von selbst. «Das hab ich morgen schon gespielt», wie die Bebopper zu sagen pflegten.» Von denen hat er sich in den Details der Strukturen weit entfernt, nicht aber in der Intensität, im *ary* seiner Musik.

Sie verdankt Ornette Coleman einiges (dem auch ein Stück der CD gewidmet ist, «O. My God», in welchem der sprachbesessene, gattungssprengende Altsaxofonist auch als lautstarker Rezitator eines Gedichts von W. B. Yeats auftritt).

Verstehen wir Coleman – entgegen weitverbreiteter Meinung – etwas mehr als einen, der seine radikalen Schlüsse aus den Erfindungen von Charlie Parker gezogen hat, zum Beispiel auch die Nabelschnur zu Swing und Blues nie gekappt hat, wird Ziegeles Bezug auf die *yesterdays* des Ante-Free-Jazz gut verständlich. Er macht mit seinen beiden *soulbrothers* und Wahlverwandten freie, grossteils improvisierte Musik, aber keineswegs Free Jazz im Sinn jener absolut gesetzten Negation jeglicher Ordnung.

Die ausnahmslos von ihm stammenden Kompositionen sind kurz, aber von scharfer Prägnanz, Sprengsätze sozusagen, welche brisant die kollektiven Diskurse zünden. Wunderbar musikalisch und explosiv das Schlagzeug von Han Bennink, herrlich die Basslinien von Christian Weber und imposant dessen Ausbrüche (z. T. *con arco*) in die oberen Register. Trio *today*, Musik für Kopf und Bauch.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Lago mio

Mark van Huissingling

Vergangene Woche war ich im Locarnese. Also die Gegend von Locarno über das Centovalli bis an die italienische Grenze im hintersten Onsernonetal. In Letzterem war ich nicht, ich habe mich zwischen Locarno und Brissago aufgehalten, verkürzt gesagt. Falls Leserinnen und Leser nun denken: «Wie jeder dieses Jahr», erwidere ich: «Wie jeder und seine Grossmutter dieses Jahr, einverstanden.»

Ich aber hatte einen guten Grund – ein Freund besitzt ein Haus am See, und er lud ein. Wenn wir es von der Pandemie haben: Warten Sie zwei Wochen und lesen Sie diese Spalte, um herauszufinden, von welchem Hotspot ich dann berichten werde. Doch jetzt retour ins Locarnese. Dieses ist eine wunderbare Welt – der Lago Maggiore, die Berge, die Flora, das Licht. Wenn auch nicht meine Welt – die Strassendörfer, die Häuser, die Einheimischen, die Touristen (aus der Deutschschweiz und aus Deutschland), der Kaffee (nicht *caffè*; einen der weniger schlechten gibt's im «Gabetta» in Brissago).

Schon klar, hier wird gejammert auf hohem Niveau. Unvoreingenommen betrachtet, bietet sich einem ein anderes Bild: «Schaut man vom Hof der Kirche Madonna del Ponte in Brissago gen Norden, türmen sich dort die oft schneebedeckten, kargen Granitgipfel der Alpen auf. Nach Süden reicht der Blick tief nach Italien. Zwischen Palmen glitzert der See, auf dem wie in den Jahrhunderten zuvor frühmorgens Fischer aus Brissago und den umliegenden Dörfern unterwegs sind.»

Diese Zeilen sind von meinem Gastgeber. Der ist zwar im Grunde nicht unvoreingenommen, er entwickelte ebendort einige der zuletzt gebauten Zweitwohnungen, und es gibt noch ein paar davon zu kaufen. Doch es ist so, die so-

genannten *endowed resources*, natürlichen Gegebenheiten, der Gegend sind schön und gut. Bloss, man mag, ach was: liebt eine Ferienregion. Oder eben nicht. Es ist eine Herzensangelegenheit, Unvoreingenommenheit hat darin keinen Platz, diese schadet dem Herzen höchstens.

Nördlich von Brissago liegt Ascona, vielleicht der Sehnsuchtsort der Südschweiz. Zweifels- ohne hat sich dort in den vergangenen Jahren einiges entwickelt, zum Besseren. Die Piazza oder die Seepromenade sind hübsch, da kommt mediterranes Lebensgefühl auf, Lebensfreude sogar. Obwohl diese beiden Begriffe unweigerlich wiedergegeben werden, wenn von Ascona geredet wird, und deshalb mittlerweile ein wenig ausgebleicht sind wie Sonnenschirme zum Saisonende. Es gibt beispielsweise recht schicke und/oder feine Restaurants – unter anderen das «Marina» im Hotel «Eden Roc», das «Seven» respektive das «Easy» sowie etwas entfernt, in Tegna, das «Da Enzo» (bei diesen Preisen sollte das Angebot allerdings gut sein, sonst kann man gleich in Zürich bleiben und essen).

Oder, natürlich, nach Italien fahren – Cannobio ist etwa gleich weit entfernt von Brissago wie Ascona, bloss in die andere Richtung. Unmittelbar nach der Landesgrenze wird das Ortsbild schon schöner, weil die Landschaft weniger zersiedelt ist. Das sieht man am besten vom Boot aus, das man, nebenbei erwähnt, an einer Boje liegen haben sollte, nicht in einer Garage, weil man aus dieser nämlich sommers oft nicht rauskommt, wegen des niedrigen Seewasserstands. Das schönere Landschaftsbild hat nicht bloss mit der Überlegenheit der Italiener betreffend *fare bella figura*, etwas gut aussehen zu lassen, zu tun. Sondern damit, dass weniger Geld zur Verfügung stand zum Bauen. Und dass weniger mehr ist, wenn's ums Fehlermachen geht.

Für Leser mit Interesse an Komplexitätsminimierung – in Cannobio sucht man Ristoranti mit «Antica» im Namen auf. Fürs Mittagessen das «Antico Sempione», es befindet sich etwas ausserhalb, und abends das «Antica Stalera» im Zentrum, Kenner bestellen dort Zabaglione, die Nachspeise schmeckt ausserordentlich gut (der Haken: Sie wird vom Chef selbst zubereitet, und der ist für das Rührstück nicht immer zu haben). In diesem Fall geht auch ein Eis von einem Stand am *lungo lario*, der hier Via Francesco Magistris heisst. Was ich komisch fand: Auf den Terrassen der Lokale am See drängten sich die Gäste, als gäbe es kein Mor-

gen beziehungsweise kein Coronavirus. Und das ohne grosse Not – wer sucht, findet reichlich sozial distanzierte Sitzgelegenheiten.

Zum Schluss ein gesellschafts- respektive musikkritischer Gedanke: Weshalb spielt die lokale Coverband, die wahrscheinlich von ortsansässigen Unternehmern plus der Gemeinde bezahlt wird, bloss englische und amerikanische Songs? Was ist falsch an dem heimischen Werk? Zu einem Sommerabend in Italien, finde ich, gehört wenigstens ein Lied von Lucio Battisti («Con il nastro rosa»; endlich auf Spotify erhältlich, die Witwe ist wohl eingeknickt) und von Alberto Radius («Pensami»).



## UNTEN DURCH

### Reserverad

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno und ich hatten auf einer Ausflugsfahrt durch den schönen Kanton Tessin eine Reifenpanne, und zwar zwischen Brione und Lavertezzo. Ich wollte den TCS-Pannendienst anrufen. Aber Bruno sagte, er sei froh um die Abwechslung und er werde das Reserverad selber montieren. Ich fragte ihn, wo er hier denn ein Reserverad herkriegen wolle. Er sagte: «Na, aus deinem Kofferraum!» In diesem Moment hielt ein Auto mit Tessiner Kennzeichen an. Die Fahrerin fragte uns auf Italienisch, ob wir Hilfe brauchen. Bruno sagte: «Grazie, no. No problemi. Solo Platten. Cambiare io.»

Die Frau fuhr weiter, und wir schauten in meinem Kofferraum nach, ob da ein Reserverad lag. Aber es war nur unser Gepäck drin und der Kasten Bier, den wir aus der Deutschschweiz mitgenommen hatten, weil es im Tessin bestimmt unser Lieblingsbier nicht gab. «Da ist kein Reserverad», sagte ich. «Das liegt doch unter der Abdeckung!», sagte Bruno. Der Kofferraum meines Autos besass tatsäch-



lich eine Abdeckung! Jetzt wusste ich, warum die Karre so teuer gewesen war. Unter dieser Abdeckung prangte ein nigelnagelneues Reserverad. «Das ist bestimmt noch nie benutzt worden», sagte ich, «so sauber, wie es ist!» «Natürlich ist es noch nie benutzt worden», sagte Bruno, «Reserveräder sind wie Wegwerfspritzen, die darf man nur einmal benutzen.» Bruno löste handwerklich geschickt eine Schraube, und nun konnte man das Rad aus dem Kofferraum auf die Strasse stellen, auf der schon wieder ein Auto anhielt. Diesmal waren es sogar zwei Frauen, dem Nummernschild nach aus dem Kanton Zürich. Die Beifahrerin wies uns darauf hin, dass es vielleicht nicht schlecht wäre, ein Pannendreieck aufzustellen, denn unser Auto stehe direkt hinter einer Kurve. Die Fahrerin sagte: «Das wissen die Herren doch, Susi! Die haben das im Griff.»

Sie fuhren weiter, und Bruno kratzte sich am Kopf und sagte: «War das jetzt eine Anmache oder was?» Ein Pannendreieck fand ich in meinem Wagen nicht. Aber ich stellte Brunos kleinen Reisekoffer etwa zehn Meter vor der Kurve auf die Fahrbahn. Der Koffer hatte bestimmt eine eher noch warnendere Wirkung als ein Pannendreieck. «Aber wenn einer in den Koffer brettert», sagte Bruno, «bezahlt du mir meine neue Unterwäsche von Olaf Benz!» Olaf Benz? Nie gehört. Und was hiess Unterwäsche? Zum Glück hatte ich im Albergo «Gottardo» in Locarno zwei Einzelzimmer bestellt! Bruno krempelte die Hemdsärmel hoch und fragte mich nach dem Wagenheber. Ich sagte: «Der ist unter der Abdeckung.» Das war geraten – aber falsch. Ich sagte: «Na gut, dann gibt es vielleicht noch eine zweite Abdeckung, von der wir nichts wissen.» Die Suche nach dieser bisher unerforschten Abdeckung war nicht ganz erfolglos. Es gab im Kofferraum noch zwei winzige Abdeckungen, die den Zugang zu den Stop- und Brems- und Abschiedslichtern verbargen – oder wie diese Lämpchen alle heissen.

Bruno rollte die Ärmel wieder nach vorn. Er sagte: «Ich kann's nicht glauben: Du fährst ins Tessin ohne Wagenheber!» Ich sagte: «Das ist doch nicht der Sudan! Im Verzascatal kriegst du in zehn Minuten einen Wagenheber auf einer Pizza <Quattro Stagioni> geliefert!» Ich rief den TCS an. Nach allerdings etwas mehr als zehn Minuten hörten wir das Quietschen der Bremsen des TCS-Pannewagens, und dann sahen wir Brunos Reisekofferchen in hohem Bogen

ins ausgetrocknete Flussbett der Verzasca fliegen. «Du schuldest mir 450 Franken», sagte Bruno. Ich hätte den Koffer vielleicht doch noch etwas weiter von der Kurve weg hinstellen sollen. Der Mann vom TCS behauptete auf Italienisch, der Koffer sei mitten in der Kurve gestanden, es sei völlig unmöglich gewesen, rechtzeitig zu bremsen. «Niente è impossibile», sagte ich, und Bruno sagte: «Somos happy dass non era uno bambino.» Mit dem neuen Reifen waren wir in einer halben Stunde in Locarno, wo Bruno sich als Erstes neue Unterwäsche kaufte. Die Marke Olaf Benz hatten sie nicht, aber Calida. «Das ist wie der Unterschied zwischen mit Wagenheber und ohne Wagenheber», knurrte Bruno.



## FAST VERLIEBT

### Gotthard

*Claudia Schumacher*

853 Kilometer, 9 Stunden und 20 Minuten reine Fahrzeit – aber sie braucht alle halbe Stunde eine Pinkelpause, weil sie nonstop Gurkenwasser aus mitgebrachten Glasflaschen trinkt. Der Nachschub scheint endlos. Ihre Blase klein. Sie werden niemals ankommen, denkt er. Erfrischend, sagt sie, total erfrischend. Ob er auch wolle? Nein, will er nicht. Und er will auch nicht dauernd für sie anhalten, an jeder einzelnen Raststätte zwischen Zürich und Rom, aber das behält er für sich.

Er hatte sich das selbst eingebrockt. Beziehungsweise: Sie hatte schon lange davon geschwafelt, dass sie nach Rom wolle, also erfüllte er ihr den Wunsch. Nicht völlig selbstlos: Es gab Ablenkung in Rom. Besser als Liege an Liege am Strand und dazu ihr Gift in den Ohren. In Rom würden sie gar nicht übereinander nachdenken können, zu viel war da los: Kolosseum, Petersdom, Pantheon – und

die schönen Töchter anderer Männer in kurzen Röcken. Hinsehen, wegträumen. Dazu Pizza und Rotwein. Genug Rotwein, um es gar nicht mehr zu hören, wenn sie den Mund aufmachte.

Weisst du, sagt sie, ich hätte mich schon gefreut, wenn du wenigstens noch die Bilder aufgehängt hättest vor der Abreise. Hast du wenigstens Elisabeth geschrieben, wegen dem Giessen? Was? Vergessen? Das gibt's doch nicht! – Er seufzt. Sie sind nicht mal ganz durch den Gotthard, schon möchte er umdrehen. Spricht sie nur noch mit ihm, wenn es darum geht, ihm seine Pflichten und Versäumnisse unter die Nase zu reiben? In den ersten Jahren gab es zumindest Momente der Zufriedenheit. Die hatten mit Sex zu tun, bei dem er sich Mühe gab, ihr Lust zu bereiten. Aber sein Stehaufmännchen bleibt immer häufiger liegen, je mehr sie ihn an seine Mutter erinnert, er ist ja nicht pervers.

Licht am Ende des Tunnels. Tatsächlich fühlt er sich seltsam schwerelos, als sie den Gotthard verlassen. Und dann: Blitzeingebung! Er wartet bis zum nächsten Rastplatz, kann es kaum erwarten, dann fährt er raus. Ich muss nicht pinkeln, hallo?, sagt sie mit ihrem Zitronenmündchen. Überheblich, immer überheblich, die Gute – aber nicht mehr lange. Er lächelt, gleich ist es vorbei. Sie halten. Raus, sagt er bestimmt. Sie zögert. Raus jetzt, sofort!, bellt er sie an. Sie folgt ihm perplex. Hier sind 100 Franken, da ist dein Gurkenwasser: Tschüss. Als sie checkt, was passiert, hat er schon von innen verriegelt. Er lacht, als sie sich aus ihrer Schockstarre löst und dem Auto hinterherrennt. Er lacht immer weiter, saust Richtung Süden. Ausgesetzt! An der Autobahn! Wie ein Haustier! Beste Entscheidung seines Lebens. *Ciao Roma, sto arrivando!*



# Freudentränen Gottes

Der sanfte Rausch Mikronesiens.



*Das Leben ohne das Drängen der Zeit:* Palau im Pazifischen Ozean.

Die generellen Probleme der Sehnsucht sind: die Unzufriedenheit, wenn man sie nicht erfüllen kann bei gleichzeitigem Entstehen von Sehnsucht durch Unzufriedenheit. Dann die Erfahrung, dass die Vorfreude, eine Sehnsucht stillen zu können, emotional erfüllender ist als die Erfüllung selbst. Und immer, immer die Reise zu ihr hin. Mikronesien ist 17 000 Kilometer weit weg.

Wir waren eine Handvoll Reisejournalisten und flogen von Frankfurt nach Dubai, warteten dort zu lange, um noch fröhlich zu bleiben, flogen weiter nach Manila, stiegen ab in einem Okay-Vier-Sterne-Hotel, liessen unsere Koffer auf die Zimmer bringen und suchten eine Bar. Die Hitze machte uns so fiebrig, dass ein kühles Bier das Wertvollste der Welt schien. Die Bar war provinziell, zwei schnell angejahrte Deutsche in Unterhemden mit braunen Zähnen und Bierbäuchen sassen da mit kichernden Girls zwischen sechzehn und achtzehn Jahren in lächerlich kleinen Hotpants auf dem Schoss und einer existenziellen Verzweiflung, die sie

trotzdem alles hier paradiesisch reden liess. Am nächsten Tag vor dem Flug ins Paradies noch kurz Payatas angeschaut, den damals grössten Müllberg der Stadt, um den herum 30 000 Leute lebten und vom Abfallsammeln überlebten. Es war nachmittags um vier Uhr, die blauen Müllsäcke kamen, der Edelmüll, die Abfälle der McDonald's Manilas. Die Kinder rannten auf den Müllberg, rissen die Säcke auf und klaubten aus den Verpackungen das bisschen Rest aus Brot, Fleisch, Salat und Sauce und füllten das Ganze in Eimer ab. Die Fastfood-Pampe wurde anschliessend kiloweise für ein paar Pesos als Leckerbissen und Statussymbol verkauft, weil nur die reicheren Müllsammler sich das leisten konnten. Ein Junge stand da, braun, schmutzig, dünn, leuchtende schwarze Augen, vielleicht vierzehn Jahre alt, und sagte: «Ich sage dir, in ein paar Jahren werde ich nur noch in richtigen McDonald's essen.» Das war seine Sehnsucht.

Der Eintritt ins Paradies von Palau ging langsam. Schlange stehen zuerst, endlos, dann Zollkontrolle, unzählige Stempel und Blicke, und

dann Blumen um den Hals, raus unter den Himmel, Zigarette, brachte aber nicht viel. Ich war zu müde für das Paradies, hatte Durst, litt unter Schlafmangel und war viel zu warm bekleidet. Die Sehnsucht nach einem Bad im Pazifik, einer Dusche, einem Drink, einem Bett wurde schmerzhaft. Busfahrt, wie paradiesfremd, zum Hotel. Das Paradies sah aus, wie ich es mir vorgestellt hatte, grün, blau, grelles Licht, in der Sonne glitzerndes Wellblech, Zeitlupe, dösende Menschen auf Veranden, Palmenorgien.

Zwei Tage dauerte es, bis das Paradies langsam von der Seele Besitz nahm, und dann wurde alles so sanft wie der Wind, der die Insel streichelte. Wir bewegten uns nur noch mit dem Boot mit zwei 100-PS-Honda-Motoren. Man stand morgens auf, schwamm kurz im Pazifik, ging frühstücken, und dann schlurftete man in Shorts, offenem Hemd und Flip-Flops an einen Steg, stieg in ein Boot und schipperte seinem Leben davon in eine Welt, deren Samen permanent die eigene Seele befruchtete.

Die Bootsführer waren wie alle auf der Insel äusserst entspannt. Das lag am Leben ohne das Drängen der Zeit. Und am Konsum der Betelnüsse, des Treibstoffs der Südseeseelen. Zwischen zehn und zwanzig pro Tag dieser Früchte kauen sie täglich, eigentlich immer. Die Frucht wird mit Kalkpulver bestreut und mit Tabak versetzt, in ein Pfefferblatt gehüllt, zehn Minuten gekaut, der Saft immer wieder ausgespuckt. Joe, einer der Bootsführer, sagte: «Frauen, die den Saft nicht richtig ausspucken können, taugen nichts.» Joe war 49 und zweimal geschieden. Die Hardcore-User tauchen den Tabak zuvor noch in Wodka. Danach ist man ein bisschen high, wie nach zwei, drei ordentlichen Bieren.

Man darf, wenn man sich die Illusion des Paradieses aufrechterhalten will, nicht zu sehr hinter dessen Kulissen schauen. Hinter den Kulissen hat das Paradies natürlich dieselben

*Wir bewegten uns nur noch mit dem Boot mit zwei 100-PS-Honda-Motoren.*

Probleme wie die paradiesarmen Zonen auch; Alkohol, Drogen, Armut, Neid, Abhängigkeit, Resignation und Minderwertigkeitskomplexe, koloniale Wunden, Kapitalismus anstelle von Kokosnüssen.

Also zieht man die Sonnenbrille nicht mehr ab und schaut weg. Und dann taucht man ein und verliert sich aufs Angenehmste im, wie sie dort sagen, achten Weltwunder: Rock Islands; 200 dschungelüberwucherte Kleinstberge, die wie Freudentränen Gottes im Meer liegen. Man selbst liegt auch dort, gleichzeitig fest in und ein wenig neben sich, und ja, wäre okay, wenn man jetzt sterben würde. Man hat das Schönste der Welt gesehen, bessere Momente als diesen hier wird es kaum mehr geben. Nur zurückkommen und es noch einmal sehen, fühlen, riechen und es in und über sich legen könnte funktionieren, wenn auch nur halbwegs, weil beim zweiten Mal der Zauber fehlt, der jedem Anfang innewohnt.

Nördlich von Palau liegt Yap, klein, zauberhaft, verschlafen, was daran liegt, dass die 6300 Menschen dort die Spitzenkonsumenten von Betelnüssen sind. Die Sucht danach geht so weit, dass die einzelnen Dörfer bei einer schlechten Ernte jeweils auf Beutezüge im Nachbardorf gehen müssen, was dann wieder zu Revanche-Beutezügen führt – aber der einzige Unruheherd auf der Insel ist. Yap ist wegen der Mantarochen auch Taucherparadies, aber dazu kann ich nichts sagen, weil mich Fische viel weniger interessieren als Menschen, die im Leben schwimmen.

So sitze ich jetzt da, blicke über Schweizer Dächer und Schornsteine und Baumwipfel und träume mich nach Mikronesien und denke, dass keine Existenz leicht, es aber immer noch angenehmer ist, Probleme unter Palmen zu haben als unter Platanen.

## LEBENS LÄUFE

# «Ein kleines Paradies»

Sokol Maliqi ist Trainer des Erstligavereins FC Kosova in Zürich. Einmal pro Woche macht er fussballfrei.



«Immer auf Trab»: Coach Maliqi.

Mein Leben dreht sich um den Fussball, komplett – und das schon immer. Nach meiner Aktivzeit als Fussballer, zuerst als GC-Junior, dann beim FC Cham, in Wil, Vaduz, Biel und Luzern, stehe ich heute an der Seitenlinie. Ich bin Trainer des FC Kosova in Zürich.

Vom Spiel mit dem runden Leder halte ich mich nur einen Tag pro Woche fern. Dann schalte ich alles ab, mein Telefon, den PC, und bin offline. Die restlichen sechs Tage rotiert es permanent in meinem Kopf: Ich schraube an der Aufstellung herum, unterstütze Spieler, die ausser Form sind, oder mache Verletzten Mut, sich zurückzubeissen.

Seit ich beim FC Kosova bin, ist mein Aufwand auf und neben dem Platz gestiegen. Es gibt viele gute albanischstämmige Spieler, die bei uns kicken wollen. Ich bin immer auf Trab und halte Ausschau nach den besten. Für Albaner, die vom Profi-Fussball träumen, können wir ein Sprungbrett sein. Als Trainer ist das wie ein kleines Paradies: Die Spieler sind hungrig, das Niveau ist hoch und der Konkurrenzdruck gross. Ich muss mich vielen einzeln annehmen.

Daneben arbeite ich 70 Prozent in einem Büro, zwei ganze und drei halbe Tage. An den freien Nachmittagen fokussiere ich mich aufs Training am Abend. Ab 17.45 Uhr stehe ich auf der Sportanlage im Juch-

hof, um das Training mit Martin Dosch, meinem Trainerpartner, zu planen. Eine Stunde später, um sieben Uhr, geht's los.

Auf dem Platz sind wir dann zwei gleichberechtigte Chefs. Vier Augen sehen mehr als zwei, das ist ein Vorteil. Es wird schon mal halb zehn, bis ich zu Hause bin.

Obwohl mein Hobby zeitintensiv ist, liebe ich mein Trainer-Dasein. Ehrgeizige junge Menschen weiterzubringen, fasziniert mich. Darin sehe ich meine Stärke. Ich liebe es, mit den Jungs auf ein Ziel hinzuarbeiten, um am Wochenende die Früchte zu ernten. Mit diesem Chip, dem Wettkampf-Gen, bin ich aufgewachsen. Sich zu messen, ist bei mir drin. Das ist meine DNA.

Wenn wir am Samstag oder Sonntag in der 1. Liga auflaufen, etwa gegen Wettswil-Bonstetten, Linth oder Gossau, repräsentieren wir nicht irgendeinen Fussballklub, sondern eine Nation. Das ist unseren mehrheitlich albanischen Spielern, aber auch den vereinzelt Schweizern, Türken, Bosniern, die alle gern beim FC Kosova spielen, bewusst. Diese Identität darf nicht verlorengehen, weil sich auch die Zuschauer mit der Mannschaft identifizieren wollen.

Dementsprechend gilt für uns, uns auf und neben dem Rasen korrekt zu verhalten – das gilt auch für die Fans. Ich bin seit 1982 in der Schweiz, und wir Albaner haben gelitten, wenn es um unser Image ging. Den guten Ruf, den wir uns generell und mit dem FC Kosova speziell aufgebaut haben, wollen wir unbedingt behalten.

Probleme haben wir wenig. Wenn wir als Team auswärts anreisen, ist der Respekt gross, weil wir als Gruppe daherkommen. Im Spiel kommen persönliche Beleidigungen gegen Spieler vor, die rassistisch sind. In solchen Situationen gilt es, cool zu bleiben, für meine Jungs wie auch für mich.

Weil ich immer gewinnen will, kann ich an der Seitenlinie ganz schön laut werden. Man könnte dann denken: «Ah, der Albaner hat sich wieder nicht im Griff.» Dabei geht das doch allen so. Das sind Emotionen im Sport. Aber ich merke, mit dem Alter werde auch ich immer ruhiger.

Aufgezeichnet von Roman Zeller.

## ESSEN/DAVID SCHNAPP

### Zürich, Bahnhofstrasse

**Widder Restaurant,**  
Rennweg 7, 8001 Zürich; Tel. 044 224 25 26;  
montags und dienstags geschlossen.

Eine der prominentesten Adressen der Schweiz wird kulinarisch immer interessanter. Um die Zürcher Bahnhofstrasse gibt es eine Reihe von Zuzügen: Nenad Mlinarevic hebt in der «Neuen Taverne» die gemüsebasierte Küche auf ein neues Niveau, das «Ornellaia» der Bindella-Gruppe erhält mit Antonio Colaïanni bald einen hervorragenden Küchenchef, und im Hotel «Widder» arbeitet seit wenigen Wochen mit Stefan Heilemann einer der besten Köche der Stadt.

Bei Heilemann kommen die Basis einer klassischen Küche, das Verständnis für hochwertige Produkte und eine angenehme Lockerheit zusammen. Beim letzten Besuch servierte mir der 37-Jährige zum Beispiel einen im Ganzen ge-



bratenen und servierten Carabinero. Die Präsentation der wertvollen Riesengarnele war eher rustikal und hätte auch irgendwo in einer Strandbeiz am Mittelmeer stattfinden können. Aber perfekt zubereitet und begleitet von einem Petersilien-Aïoli mit dem Öl aus den Innereien des Tiers, wurde daraus grosse Küche. Diese Art von «cuisine brute» braucht durchaus Mut und Selbstvertrauen.

Nach der Schliessung des Hotels «Atlantis» im Frühling konnte Heilemann – bisher mit

achtzehn Punkten und zwei Sternen bewertet – im «Widder» mit seinem ganzen Team neu anfangen. Neben dem üblichen Menü gehört zu den Qualitäten seines Restaurants in den historischen Räumlichkeiten des Hauses auch eine ansprechende A-la-carte-Auswahl. Der ganze, ausgelöste, mit Thai-Farce und Jakobsmuscheln gefüllte Steinbutt etwa ist ein grandioses Gericht, das nirgendwo besser aufgehoben wäre als in Bahnhofstrassennähe.

Und schliesslich möchte ich von den Saucen schwärmen. Das tagelang geschmorte Wagyu-Short-Rib hüllt Heilemann in einen komplexen Jus mit Fenchel und Chorizo. Für den Jus werden drei Ansätze gemacht: mit Kalbsknochen, dann mit Ochschwanz und schliesslich mit Entenkarkassen. Es gibt wohl zurzeit an der Bahnhofstrasse kaum etwas, was besser schmeckt.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

## WEIN/PETER RÜEDI

### Bordeaux' weisse Pracht

**Château La Grande Clotte blanc. Bordeaux blanc AOC 2019, 14,5 %.** Gerstl, Spreitenbach. Fr. 26.– (bis 13. 9., danach Fr. 29.–)  
**Château Doyac «Le Pélican blanc». Bordeaux blanc AOC 2019, 14,5 %.** Gerstl. Fr. 17.80 (ab 13. 9.: Fr. 20.–) [www.gerstl.ch](http://www.gerstl.ch)

Trockene weisse Weine aus den Appellationen von Bordeaux sind Glaubenssache. Der grosse Verleger Rudolf C. Bettschart, einst verantwortlich für die finanziellen Belange des Diogenes-Verlags und ein Freund materieller wie immaterieller Genüsse, hielt sich an die Maxime: beim Weisswein Burgund, beim Rotwein Bordeaux. Und Christian Zündel, im Tessin ein Meister sowohl mit seinen Merlots wie mit seinen Chardonnays, immer für ein bissiges Urteil gut, eröffnete mir einmal anlässlich einer vortrefflichen Flasche Fieuzal blanc: «Eigentlich machen die im Bordeaux keinen Weisswein, sie machen weisse Rotweine.» Der Meinung bin ich keineswegs.

Allerdings basiert diese meine Vorliebe überwiegend auf den Weissen aus der Appellation Graves/Pessac-Léognan, deren berühmteste die ausnahmslos auch Rote



produzierenden Betriebe Domaine de Chevalier, Haut-Brion, Smith Haut Lafitte, Pape-Clément und das genannte Château Fieuzal sind, preislich alle im anspruchsvolleren Segment. (Nebenbemerkung: Es lohnt sich, bei den Jahrgängen nach denen Ausschau zu halten, welche die weissen Trauben Sauvignon blanc und Sémillon begünstigen, also eher schwächere Merlot- und Cabernet-Jahre, weil im Bordelais, wie René Gabriel bemerkt, in den Preisen «les blancs suivent les rouges».)

Enfin, dass aus Bordeaux auch ausserhalb Graves/Pessac-Léognan grosse Weisse kommen, die im Übrigen sogar in den reduzierten Budgetrahmen des Corona-gebeutelten Kolumnisten passen, ist für mich eine neue Lektion. Château La Grande Clotte ist ein Gut mit gerade mal einer Hektare sehr alter

Reben, lange Jahre so etwas wie die Liebhaberei des omnipräsenten *flying winemaker* Michel Rolland. Heute betreuen es Julie und Matthieu Mercier. Es liegt in Lussac-Saint-Emilion, und seine raren 2300 Flaschen sind unter der Affiche AC Bordeaux blanc auf dem Markt, weil Lussac keine Weisswein-Appellation kennt («Nur Verrückte machen in Saint-Emilion Weisswein»). Das warme Jahr 2019 zeitigt eine fabelhaft saftige Cuvée von Sauvignon blanc, Sauvignon gris, Sémillon und etwas Muscadelle, Aromen von gelben Früchten und feinem Zitrus, belebende pfefferige Würze und überhaupt eine grosse Frische. Generös ausladend am Gaumen, gut gestützt durch dosiertes Holz von sechs Monaten in neuen Barriques.

Und weil wir gerade an der Revision von Vorurteilen sind: Eine weitere Trouvaille ist ein reiner Sauvignon, ein Weisser aus dem Haut-Médoc (*of all places*), «Le Pélican blanc» vom ebenfalls sehr kleinen Cru Bourgeois Château Doyac, ein feingestrickter, nie vorlauter, aber vifer biodynamischer Sauvignon ohne grasig-grünen Overkill: höchst elegant und dabei ausgelassen verspielt.

# Rennsemmel in Sonnengelb

In der Kategorie «Sportliche Kompaktwagen» ist der Mercedes A 45 S ein hell leuchtender Stern.



Auch als bekennender Auto-Poser gab es einen kurzen Moment der Stille, als mir mein jüngster Testwagen präsentiert wurde. Der Mercedes AMG A 45 S 4Matic+, so der eher technizistisch geratene Name des Fahrzeugs, präsentierte sich in einem satten, leuchtenden Gelb. Der schwarzglänzende und ziemlich ausufernde Dachspoiler verstärkte dabei die betont auffällige Erscheinung, die im Strassenverkehr wirkt, als würde die Metal-Band Slayer in einer Kirche einen Psalm vertonen.

Ohne falsche Zurückhaltung fuhr ich also los; wer als Fahrzeuglenker lieber unauffällig unterwegs sein möchte, fühlt sich in einem durchschnittlichen A 180 sicher wohler. Mir schien die sonnengelbe Rennsemmel hingegen sehr gut geeignet, jede Fahrt mit etwas zusätzlichem Adrenalin zu versorgen.

Zum einen ist die A-Klasse von Mercedes ohnehin an der Spitze der Möglichkeiten, die es im Segment der Kompaktwagen gibt. Die Qualität der Verarbeitung im Innenraum ist auffällig hoch, das Design mit dem querliegenden, durchgehenden Breitwandbildschirm einzigartig und das Niveau an Assistenz- und Komfortsystemen so hoch, dass der Abstand zu höheren Fahrzeugkategorien aus dem Hause Daimler plötzlich recht überschaubar wird. Einzig die virtuelle Assistentin wirkt nicht ganz ausgereift. Eigentlich sollte sich die Funktion beim ausgesprochenen Befehl «Hey Mercedes» automatisch einschalten; tatsächlich aber mischt sich der digitale Butler vorlaut immer wieder in Unterhaltungen ein, welche die Fahrzeuginsassen führen.

Das hohe Niveau gilt natürlich auch für die Rennsemmel-Attribute des A 45+. Am Lenkrad finden sich die schöngestalteten Bedienelemente, die man aus grösseren, teureren AMG-Modellen kennt, und im Entertainment-System ist die Funktion «Track Pace» integriert, mit der sich Fahrten auf bekannten oder eigens erstellten Rundkursen anhand von rund achtzig Parametern analysieren lassen. Natürlich ist das eine nette Spielerei, sie ist aber erstens gut gemacht und verdeutlicht zweitens, dass dies ein kleines Fahrzeug mit grossen sportlichen Ambitionen ist.

Die 421 PS, die aus einem Zweiliter-Turboaggregat gepresst werden, sind eine ziemliche Wucht, der A 45 S – bei entsprechendem Preis selbstverständlich – darf deshalb als «stärkster Vierzylinder der Welt» bezeichnet werden. Trotzdem ist der kleine Mercedes, nicht zuletzt dank eines intelligenten Allradsystems, mühelos zu fahren. Aber auf Wunsch tut er genau das, was er soll: den persönlichen Strassenalltag mit einer Extradosis Adrenalin befeuern.

#### Mercedes AMG A 45 S 4Matic+

Motor/Antrieb: Turbo-Vierzylinder (Benzin), Allradsystem, 8-Gang-Doppelkupplungsgetriebe; Leistung: 421 PS / 310 kW; Hubraum: 1991 cm<sup>3</sup>; max. Drehmoment: 500 Nm bei 5000–5250 U/min; Beschleunigung (0–100 km/h): 3,9 Sek.; Höchstgeschwindigkeit: 270 km/h; Verbrauch (WLTP): 9,4 l/100 km; Preis: Fr. 82 400.–; Testfahrzeug: 96 571.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Ein Stück Mond

Meteorit NWA 12 691:  
Versteigerung bis 25. August auf  
Christies.com; Startpreis: 220 000 Dollar

Mondmasse ist auf der Erde ein höchst seltenes Gut. Von ihren sechs bemannten Apollo-Missionen zwischen 1969 und 1972 brachten die Amerikaner 382 Kilogramm *moon rock* zurück. Zusammen mit den Meteoritenregen der vergangenen 20 Millionen Jahre befinden sich heute rund 1000 Kilo Mondgestein auf unserem Planeten. 103,8 davon wurden 2017 in der Sahara im Nordwesten Afrikas (NWA) entdeckt.

Von diesem Fund versteigert Christie's nun 1,386 Kilogramm. Als wäre das nicht schon eindrücklich genug, fertigte man aus dem exquisiten Feldspat-Schotter die «Lunar Sphere NWA 12 691». Die mondformige Kugel aus Mond sei mit dem Durchmesser von 98 mm die grösste ihrer Art, schreibt Christie's.

Dass auch Ausserirdisches dem Gesetz des freien Markts unterliegt, wird spätestens dann klar, wenn man einen Blick auf die Preisvorstellung für die Rarität wirft: Das britische Auktionshaus erwartet einen Erlös von 300 000 bis 500 000 Dollar. (Ein Kilogramm Platin kostet im Moment knapp 40 000 Dollar.)

In derselben Online-Versteigerung werden Objekte aus dem Weltraum aber auch für viel weniger angeboten. Einen rund 4,5 Milliarden Jahre alten, edelsteinverzierten Meteoriten-Knollen (83 x 23 x 28 mm) zum Beispiel gibt es bereits für zirka 2000 Dollar. Dieser wiegt allerdings nur 54,82 Gramm.

Benjamin Bögli

# Psychopathologie eines Plakats

Im französischen Slang werden Wörter gerne virtuos verdreht. Dies nennt man *verlan*, was von *à l'envers* kommt, und das bedeutet «umgekehrt». So wird aus *la femme* (die Frau) beispielsweise *la meuf*. *Lourd* (lästig) verwandelt sich zu *relou* und *fou* (verrückt), transformiert sich in der Alltagssprache zu *ouf*. Beim Plakat zur Begrenzungsinitiative flattert auf dem deutschen Motiv beim Wort «JA» am rechten diagonalen Schaft des Buchstabens A deutlich erkennbar ein Schweizer Fähnchen. Bei der Westschweizer Version hingegen reibt man sich die Augen. Was wohl als «OUI» beabsichtigt war, verfremdet sich mit dem Fähnchen zum Wort «OUF». Man darf fragen: Rührt der Lapsus daher, dass die SVP halt doch einfach eine Deutschschweizer Partei ist? Oder muss man das Plakat als klassische Fehlleistung nach dem Psychoanalytiker Sigmund Freud deuten, als «Wiederkehr des Verdrängten»? Was ja heissen würde, dass die Begrenzungsinitiative nicht nur *un truc de ouf* ist – also total verrückt, sondern dass es ihre Initianten sogar wissen.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



à l'initiative de  
limitation

Aus «OUI» wird «OUF»: Begrenzungsinitiative auf Französisch.

## FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

*Was raten Sie einem Menschen, der schnell ein schlechtes Gewissen und dann vielleicht Hemmungen hat, bestimmte Dinge zu tun, von denen er annimmt, er sollte sie tun? Kennen Sie ein schlechtes Gewissen? Was ist die beste Art, damit umzugehen? Manchmal möchte man das, was einem ein schlechtes Gewissen bereitet, einfach verdrängen, was ja dann das schlechte Gewissen noch verstärkt. Gibt es einen einfachen Ausweg aus diesem psychologischen Teufelskreis? Muss man ein schlechtes Gewissen überhaupt zwingend «kurieren»? R. B., Schwyz*

Mit dem schlechten Gewissen ist es so eine Sache. Niemand weiss recht, was das eigentlich ist. Leute, die sehr hohe moralische Ansprüche an sich selbst stellen, leiden dauernd unter einem schlechten Gewissen, das heisst: dem Gefühl, nicht alles



ganz richtig getan zu haben. Sie wissen nicht, dass alles, was man im Leben macht, nicht nur Vorteile, sondern auch Nachteile hat. Und oft hat man auch etwas offensichtlich falsch gemacht, weil man es falsch beurteilt oder weil in einem die eigene Bosheit als Handlungsmaxime Oberhand gewann. Oft handelt man ja unüberlegt und intuitiv, was manchmal zum Richtigen, aber auch oft zum Falschen führt. Mit all dem muss man leben und fertigwerden. Lange darüber zu trauern

und ein sogenannt schlechtes Gewissen zu haben, nützt nichts. Man braucht es nicht zu verdrängen, muss aber auch nicht allzu lange dabei verweilen, denn das Fehlermachen gehört eben auch zum Leben. Also den Weg weitergehen. Ich weiss nicht, was «ein schlechtes Gewissen kurieren» bedeutet. Mit offenen Augen und mit Sinn für die Realität durchs Leben gehen. Tun, was man für richtig hält, im Wissen, dass der Mensch kein vollkommenes Wesen ist, sondern ein Buch mit sieben Siegeln.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch).

Oder schreiben Sie an  
Redaktion Weltwoche,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert.  
Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# Claudia Tresch

Die Lizenz- und Managing-Partnerin von Engel & Völkers in Ascona über ihre guten Immobiliengeschäfte zurzeit.

Natürlich sei die Zeit, als das Coronavirus und die Covid-19-Erkrankung das Tessin fast lahmgelegt hätten, eine von grosser Unsicherheit und Traurigkeit gewesen, sagt Claudia Tresch. Doch wie es sich für eine gute Geschäftsfrau gehört, sieht die Chefin des Büros in Ascona von Engel & Völkers – einem deutschen Unternehmen im Bereich der Vermittlung von Wohn- und Gewerbeimmobilien – das Glas halbvoll, nicht halbleer. Die Pandemie habe nämlich auch positive Auswirkungen: Die Piazza sei übersät mit Sitzgelegenheiten, die Restaurantbetreiber diesen Sommer grosszügig aufstellen dürften. So viel Betrieb und Leben sei schon lange nicht mehr gewesen mitten im Ort. «Bis hin zum See, wo immer eine leichte Brise weht, ist alles voller Gäste», sagt sie. Weiter habe sich die Zusammensetzung der Touristen zum Guten entwickelt: «Jede Menge junge Leute; es herrscht Ferienstimmung wie am Meer.»

## «Ferien vom ersten Tag an»

Doch nicht nur das. Viele Kunden seien von unserem Land begeistert. Die Schweiz – der sichere Hafen mit hervorragendem Gesundheitssystem, politisch stabiler Lage und sofortiger finanzieller Unterstützung von Firmen und Selbständigen. «Plus 30 Prozent Touristen. Plus 50 Prozent Immobilienverkäufe und plus 10 Prozent Preissteigerung an den besten Lagen», fasst die Inner-schweizerin, die seit siebzehn Jahren im Tessin lebt und arbeitet, die Sommersaison 2020 im Locarnese (der Gegend von Locarno über das Centovalli bis an die italienische Grenze im hintersten Onsernonetal) während des Mittagessens im Restaurant «Marina» im «Eden Roc»-Hotel in Ascona zusammen. Wir bestellten Carpaccio di Barbabietola (Zuckerrüben), Mezze (orientalische Vorspeisenauswahl) sowie Planted-Chicken-Spiess (veganes Huhn) für 115 Franken, Wasser und Kaffee inklusive.

Die Immobilienkäufer – Wohnungen schlagen Häuser, «Kunden schätzen die Einfachheit des Stockwerkeigentums, sie wollen Ferien vom ersten Tag an», sagt Frau Tresch – kommen zur Mehrheit aus der Schweiz, darunter viele aus den Kantonen Zürich, Zug, Basel-Stadt und Aargau. Hoch bleibe auch während

der Pandemie der Anteil Deutscher, die sich für Wohneigentum im Tessin entschieden.

Das bestätigen die Entwickler der Brissago Beach Residences – einer modernen Ferienwohnungs-Überbauung am Lago Maggiore –, die von Engel & Völkers vermarktet werden. Neben der landschaftlichen Schönheit der Gegend und dem reichen kulturellen An-



«Alles voller Gäste»: Geschäftsfrau Tresch.

gebot sei spätestens seit diesem Jahr die gute Erreichbarkeit und Versorgung ein weiterer Grund für deutsche Kunden, in der Schweiz in Wohneigentum zu investieren. Plus die Überlegung, so einen Teil des Vermögens nicht in Euro, sondern Franken anzulegen.

So weit, so gut bereits. Doch nun soll's noch besser kommen. Denn die Monate, in denen sich am meisten Kunden für den Liegenschafts-kauf entschieden, seien September und Oktober, sagt Engel-&-Völkers-Frau Tresch. «In den Sommerferien, im Juli oder August, haben sie sich in ein Objekt verliebt. Und sich ein, zwei Monate später schon dafür entschieden und die Finanzierung aufgestellt.» Der Vorlauf bis zum

Entscheid sei kürzer geworden, die Lage erinnere sie an die Boomjahre 2007, vor der Finanz- und Wirtschaftskrise, oder an 2012, bevor die Abstimmung über die Zweitwohnungsinitiative angenommen wurde (seither ist der Bau neuer Ferienwohnungen und -häuser mit sogenannten kalten Betten erschwert). Es komme darum immer mal wieder vor, dass eine Immobilie bereits an einen schnelleren Entscheider verkauft worden sei und zögerliche Interessierte eine andere Liegenschaft finden müssten, sagt sie. Falls das stimmt – Immobilienmaklerinnen und -makler sind bekannt für ihre manchmal sehr wohlmeinende Beschreibung des Markts und des Angebots –, sind es goldene Zeiten für Tresch, die als Franchisenehmerin und Chefin von fünfzehn Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ein Unternehmerrisiko trägt, aber auch in den Genuss einer *upside*, Geschäftschance, kommt.

## Was sich am besten verkauft

Die drei wichtigsten Merkmale einer gutverkäuflichen Immobilie? Lage, Lage und Lage. Für Treschs Region heisst das: Die Top-Angebote liegen in Ascona. Danach kommen das grössere, städtische Locarno sowie Brissago, der ehemals berühmteste Ort der Gegend. Dieser sei heute vor allem beliebt bei Gästen, die sich auf Entdeckungen einliessen und nicht erwarteten, den Charme und die Vorzüge des Dorfs bereits bei der erstmaligen Durchfahrt im Wagen vorzufinden. Und schliesslich die andere Seite des Sees, beispielsweise San Nazzaro oder Piazzogna in der Magadinoebene. Dort

sind Vierzimmerwohnungen auch für weniger als eine Million Franken (unter 10 000 Fr. / m<sup>2</sup>) zu kaufen, also für den halben Preis solcher in Ascona (20 000 Fr. / m<sup>2</sup> oder mehr) zu haben.

Claudia Tresch bleibt, in der Sprache der Börsianer ausgedrückt, *bullish* für den Immobilienmarkt in ihrer Region. Das heisst, sie rechnet mit weiter steigenden Preisen für Wohneigentum im Locarnese. Und wird deshalb schon bald wieder ins «Marina»-Restaurant des Hotels «Eden Roc» zurückkehren – auf der schicken Terrasse mit Blick über den Lago Maggiore stossen Makler gerne mit Champagner mit ihren Kunden auf frisch abgeschlossene Kaufverträge an. *Mark van Huisseling*

# Kronjuwel der Presse

Der alte Haudegen hat es erneut hinbekommen. Wie unter Verleger Rupert Murdoch das *Wall Street Journal* zur besten Zeitung der Welt geworden ist.

Kurt W. Zimmermann

Es brauchte schon eine Pornodarstellerin, damit die Redaktion wieder so richtig in Fahrt kam. Die Pornodarstellerin hiess Stormy Daniels.

Über Monate recherchierte die Redaktion des *Wall Street Journal*, was zwischen Stormy Daniels und Donald Trump unter der Decke gelaufen war. Die stürmische Story mündete in die Enthüllung, dass Trumps Anwalt der freizügigen Dame kurz vor der Wahl 130 000 Dollar an Schweigegeld bezahlt hatte, damit sie jede Beziehung zum US-Präsidenten verhülle.

Das *Wall Street Journal*, gekürzelt WSJ, bekam letztes Jahr für seinen Stormy-Scoop einen der elf jährlichen Pulitzer-Preise, die prestigereichste Auszeichnung, die es im geschriebenen amerikanischen Journalismus gibt. Im Wall-Street-Hochhaus in Lower Manhattan feierte die Redaktion die Trophäe ausgelassen. Endlich sei es vorbei damit, jubelte Chefredaktor Gerard Baker, «dass unsere hervorragende Arbeit komplett ignoriert wird».

## Nüchternheit, Neutralität, Objektivität

Baker spielte auf eine tatsächlich seltsame Ignoranz an. Während zwölf Jahren, seit 2007, hatte das *Wall Street Journal*, mit einer Ausnahme, keinen einzigen Pulitzer-Preis mehr gewonnen. Das war darum sehr seltsam, weil das WSJ bei den grossen Themen wie der Finanzkrise, dem technologischen Wandel, der Migrationsfrage und all den Affären der Obama- und Trump-Administration oft das publizistisch herausragendste Blatt gewesen war.

Was also war 2007 geschehen? Es war das Jahr, als Rupert Murdoch, der australische Haudegen, das *Wall Street Journal* kaufte, das «Kronjuwel» der Presse, wie er es nannte. Seitdem strafte die liberale und linksliberale Elite, die in der Medienbranche dominiert und auch die Jury des Pulitzer-Preises beherrscht, den konservativen Eindringling Murdoch und sein Blatt mit Verachtung.

Inzwischen kommt auch das amerikanische *juste milieu* nicht mehr um das *Wall Street Journal* herum. Denn eines ist nun nicht mehr aus der Welt zu reden: Unter Murdoch ist das WSJ

zur vermutlich besten Zeitung dieses Planeten geworden.

Das *Journal* ist zu dieser Reputation gekommen, weil hier noch in hohem Masse die alten journalistischen Prinzipien der Faktentreue, Nüchternheit, Neutralität und Objektivität eingehalten werden. Das unterscheidet die Redaktion, 2000 Köpfe stark, deutlich von den beiden Konkurrenten *New York Times* und *Washington Post*, die sich weitgehend zu Partisanenblättern wandelten und sich auf die Seite der politisch korrekten Moralkaste und ihrer gnadenlosen Gerechtigkeitskämpfer geschlagen haben. Neutraler Journalismus gilt hier inzwischen als moralische Schwäche.

Als Murdoch 2007 das *Wall Street Journal* kaufte, zahlte er fünf Milliarden Dollar für dessen Muttergesellschaft Dow Jones. Es war ein absurd hoher Preis für ein Verlags-haus. Denn schon damals war klar, dass das vormalige Geschäftsmodell der sprudelnden Anzeigenerlöse rapide zusammenbrach. Wie überzahlt der Kauf war, zeigte sich sechs Jahre später, als Amazon-Gründer Jeff Bezos die *Washington Post* übernahm. Sie kostete ihn 250 Millionen Dollar, also einen Zwanzigstel dessen, was Murdoch für sein «Kronjuwel» hingelegt hatte.

Das Kronjuwel WSJ war damals eine eher dürre Wirtschaftsplattform, die sich auf Business- und Börsen-News konzentrierte. Die Redaktion ahnte, dass eine solch beengte Perspektive für Murdoch nicht genug sein würde. Als er das Blatt übernommen hatte, erschienen ein paar hundert Redaktoren aus Protest statt morgens um neun Uhr erst nachmittags um zwei Uhr zur Arbeit. Es blieb die einzige scheue Demonstration gegen den neuen Besitzer.

Denn Murdoch hatte schnellen Erfolg. Er wandte beim *Wall Street Journal* dieselbe Methode an, die ihm gut zwanzig Jahre zuvor schon bei der englischen *Times* publizistischen wie kommerziellen Erfolg gebracht hatte. Er öffnete die Zeitung thematisch, baute den politischen Teil des Blattes stark aus und holte brillante und querdenkende Kolumnisten auf die Redaktion.

Zugleich setzte Murdoch, wie ebenfalls schon bei der *Times*, auf eine intensive Debattenkultur. Die Meinungsseiten des WSJ sind heute der breiteste Fächer an Standpunkten und Haltungen, die in den USA angeboten werden. Es lebt hier noch die unfilterte Freiheit der Gedanken. Bei der *New York Times* hingegen, 500 Meter Luftlinie entfernt, führt es schon zu internen Aufständen, wenn Kommentatoren es wagen, sich auch mal kritisch zur Rassen- und Gender-Manie zu äussern.

Als Folge davon kommt das Blatt als einzige Qualitätszeitung auch heute noch auf eine gedruckte Auflage von über einer Million, weit vor jeder Konkurrenz. Die Profitabilität der letzten Jahre ist hoch.

## Spielerische Souveränität

Das *Wall Street Journal* hat in einem zunehmend ideologisierten Umfeld eine gelassene und mitunter spielerische Souveränität bewahrt. «Wie werde ich Anti-Rassist?», lautete kürzlich in einer Kolumne die Gebrauchsanleitung für den gesellschaftsfähigen Alltag.

Und an die Demokraten und ihren vorherigen Präsidenten Barack Obama, die nun über seinen Nachfolger schäumen, ergeht der trockene Hinweis: «Es muss vorher einiges schiefgelaufen sein, dass wir einen Präsidenten Trump bekamen.»

Präsident Trump war natürlich auch für Murdoch und sein *Wall Street Journal* der definitive Lackmestest, so wie inzwischen überall auf den Redaktionen dieser Welt. Es gehört ja zu den Absurditäten der heutigen Medienindustrie, dass Trump und die täglichen Brosamen aus dem inneramerikanischen Partei-gezänk von den Journalisten in Zürich, Berlin, Paris und London viel fiebriger diskutiert werden als noch so grosse Probleme ihres eigenen Landes. Was ist schon eine Wirtschaftskrise vor der eigenen Haustür gegen einen Tweet von Trump aus dem Weissen Haus?

Damit wären wir zurück bei Pornodarstellerin Stormy Daniels. Die Storys über die Schweigegelder, die sie aus dem Trump-Lager bekam, waren für das *Wall Street Journal*





Keine Schonfristen, keine Komfortzonen: Wall-Street-Journal-Chefredaktor Baker (r.).

eine Art öffentliche Befreiung. Es war eine Rehabilitation der Unabhängigkeit. Rupert Murdoch hatte 2016 als einziger Medienunternehmer erkannt, dass der Trend für Donald Trump laufen könnte. Er hatte ihm darum auf seinem TV-Kanal Fox News eine wohlwollende Plattform geboten. Das brachte auch sein *Wall Street Journal* unter Trumpisten-Verdacht.

Übersehen wurde dabei, dass Murdoch und seine Redaktionen denselben unabhängigen Instinkt schon vorher mehrmals bewiesen hatten. So machten sich zuvor in Grossbritannien die Murdoch-Medien wie *The Sun* für den linken Tony Blair als Premierminister stark. Auch

### Präsident Trump war auch für Murdoch und sein Wall Street Journal der definitive Lackmustest.

mit dem ähnlich linken Präsidentschaftskandidaten Barack Obama arrangierte Murdoch einen Gentlemen's Deal und sicherte ihm bei der Wahl von 2008 auf seinen Fox News eine faire Behandlung zu.

Nachdem das *Wall Street Journal* den Pulitzer-Preis für seine Attacken auf Trump bekommen hatte, eine Art Anerkennung für die richtige Haltung, zeigte die Redaktion erneut, wie idealtypischer, weil widerborstiger Journalismus geht.

Als Nächstes rühmte das Blatt den «Trump Economic Boom», mit dem der Präsident Millionen von neuen Arbeitsplätzen geschaffen hatte. Das liberale Lager war über solches Lob entsetzt. Dann wiederum kritisierte das Blatt

sein Missmanagement in der Corona-Krise und schrieb: «Trump setzt sich selber in Brand.» Das liberale Lager war über solche Kritik entzückt. Dann brachte das Blatt den Vorabdruck des Buchs von Trumps früherem Sicherheitsberater John Bolton, der dessen China-Politik heftig kritisierte. Das linke Milieu war begeistert. Am nächsten Tag öffnete das Blatt für Trump seine Spalten, in denen er seine Sicht ausbreiten und seinen Kritiker Bolton als «Lügner» disqualifizieren konnte. Das linke Milieu war empört.

So sollte wahrer Journalismus sein. Dem Disput verpflichtet und nicht der vom Mob geforderten Weltanschauung. Illoyal gegenüber Entscheidungsträgern, die man heute feiert und morgen verdammt. Politisch nicht berechenbar, weil unparteiisch und ideologisch unzuverlässig. Skeptisch gegenüber dem Mainstream. Keine Schonfristen, keine Komfortzonen.

Das *Wall Street Journal* kommt solch verklärtem Ideal einigermaßen nahe. Es ist ein anachronistischer Dinosaurier in einer Medienbranche, in der die Aktivisten zunehmend die Analysten ersetzen.

Am weitesten fortgeschritten ist der Aktivismus unter den Journalisten in den USA. Die linksliberalen *New York Times* und *Washington Post* haben sich nicht nur auf Trump eingeschossen, sondern sind zugleich zu klassischen Vertretern jener *cancel culture* geworden, die auf eine abweichende Meinung mit empörtem Boykott und nicht mit geneigtem Interesse reagiert. Der Prozess ist unumkehrbar, weil die politische Orthodoxie den Verlagen eine

Masse an neuen Online-Abonnenten brachte und damit auch kommerziell zwingend geworden ist.

Die Neutralität des *Wall Street Journal* strahlt denn nicht nur so hell, weil sich die Redaktion die klassische publizistische Tradition des offenen Visiers bewahrt hat. Noch mehr sorgt die ringsum fanatisierte Medienlandschaft dafür, dass das Blatt in den Exotenstatus gerät, nur weil es hergebrachte Tugenden wie Meinungsvielfalt und Ausgewogenheit weiterhin pflegt.

### Problem mit kontroverser Meinung

Dennoch, auch am *Wall Street Journal* geht der Zeitgeist nicht spurlos vorbei. Im Juli unterschrieben 280 Mitarbeiter einen Brief an den Herausgeber, in dem sie sich ein besseres «Fact-Checking» in ihrem Meinungsstück wünschten. Anlass war ein Gastbeitrag von Vizepräsident Mike Pence unter dem Titel «Es gibt keine zweite Coronavirus-Welle». Pence hantierte darin mit Zahlen, die der offiziellen Virus-Statistik widersprachen.

Der Vorfall erinnerte an die *New York Times*, bei der im Juni 800 Mitarbeiter einen Protestbrief gegen einen Gastbeitrag von Senator Tom Cotton unterschrieben. Cotton hatte unter dem Titel «Schickt die Truppen» bei gewalttätigen Plünderungen in Innenstädten einen Armeeeinsatz empfohlen.

Der Unterschied zwischen den beiden Vorfällen war dennoch augenfällig, weil er die zwei unterschiedlichen Konzepte von Meinungsvielfalt illustriert.

Die Journalisten des *Wall Street Journal* hatten kein Problem mit einer kontroversen Meinung, im Gegenteil. Sie schätzten auch politisch unkorrekte Ansichten, legen dabei aber Wert auf inhaltliche Präzision. Es gab darum beim Fall Pence keine interne Meinungsdictatur.

Die Journalisten der *New York Times* hingegen hatten ein enormes Problem mit einer kontroversen Meinung, denn sie hassen politisch unkorrekte Ansichten. Der Chef der Meinungsseite musste nach dem Fall Cotton gehen, weil er gegen die interne Meinungsdictatur verstossen hatte.

Noch mehr zu reden gab zuletzt dann der Fall von Bari Weiss. Die bekannte Journalistin kündigte nach nur drei Jahren als Redaktorin der Meinungsseite der *New York Times*, weil sie das jakobinische Klima auf der Redaktion nicht mehr aushielt. Weiss, wiewohl Jüdin, musste sich von ihren Kolleginnen und Kollegen als Nazi und als Rassistin beschimpfen lassen, wenn sie Beiträge aus bürgerlicher Sicht ins Blatt setzte, die gegen den doktrinären Linkskurs der Zeitung verstiesen.

Bari Weiss ging bei der *New York Times* unter Protest, weil sie eine andere, offenere Vorstellung von Journalismus hatte. Sie hatte es anders gelernt. Zuvor war sie Redaktorin der Meinungsseite beim *Wall Street Journal*.

# So sind Sie *woke*

Alle sollen wissen, dass Sie gegen soziale Ungerechtigkeiten kämpfen? Ein 10-Punkte-Plan.



1 — Als Repräsentant der Gerechtigkeit müssen Sie die Welt über Personen mit falschen Meinungen informieren – und die Fehlbaren zur Einsicht bewegen. Die beste Strategie dafür ist Beschimpfung; Studien zufolge ändern Angegriffene so schnurstracks ihre Ansicht. Beispiel: Seitdem jene Menschen, die die strengen Corona-Massnahmen hinterfragen, pauschal als «Covidioten» diffamiert werden, demonstrieren sie sonntäglich für einen neuen Lockdown und eine strengere Maskenpflicht. Zurückhaltung bei der Sprache ist unnötig: Die stets geforderte sprachliche Sensibilisierung gilt nur für die verhassten anderen.

2 — Beim Beleidigen ist es wesentlich, dass Sie die sozialen Medien wählen. Sprechen Sie die Person nie im Privaten auf ihre moralischen Verfehlungen an, auch wenn Sie sich bekannt sind. Das wäre vergebliche Mühe. *Woke* sind Sie nur, wenn alle den guten Menschen in Ihnen erkennen – das gibt Likes ohne Ende! Um Tugend zu signalisieren, können Sie etwa ein willkürliches Männer-Gruppenbild herauspicken und fragen: «Welche Gesellschaft soll das abbilden?» Es spielt keine Rolle, in welchem Kontext das Foto aufgenommen wurde oder ob Sie den Abgebildeten Unrecht tun: Sie prangern die fehlenden Frauen an. Im Übrigen können Sie missliebige Menschen jeglicher politischer Couleur angreifen. Es ist ein Rennen, und Sie müssen gewinnen. Darum werden Sie auch irgendwann Ihre Freunde und Ihre Familie attackieren.

3 — Benützen Sie die Buzzwords «menschenverachtend», «sexistisch», «rassistisch». Irrelevant, ob die Person tatsächlich rassistisch oder ob das Ihre subjektive Meinung ist; eine Beweisgrundlage für diffamierende Behauptungen wird nicht benötigt. Bei Ihrem Einsatz geht es ja nicht

darum, etwas zu bewegen, Menschen zu helfen, die tatsächlich diskriminiert und schlecht behandelt werden. Sondern darum, zu demonstrieren, wie moralisch einwandfrei Sie sind und wie menschenverachtend die anderen – damit Sie sich gut fühlen. Sie stehen im Zentrum. Und wenn Sie nach einem Anschuldigungs-Tweet nicht mindestens einen kleinen Orgasmus verspüren, machen Sie etwas falsch.

4 — Wenn eine verdächtige Person weder Hass verbreitet noch Hetze betreibt, weiten Sie Ihre Gesinnungskontrolle aus und verfolgen Sie Tweets zehn Jahre zurück. Sie müssen nur einen einzigen Kommentar aufspüren, der nicht ganz sensibel formuliert ist, der eignet sich stellvertretend für die Gesamtbeurteilung. Denn um den wahren Charakter einer Person zu durchschauen, um über Denkweise, Verhalten und Lebensweise Bescheid zu wissen, benötigt es keine seriöse Recherche: Menschen können heute unkompliziert anhand von drei Likes auf Twitter beurteilt werden.

5 — Die berüchtigte *cancel culture* gibt es nicht. Solange man mit den richtigen Leuten zu Mittag isst. Die richtigen Fotos auf Social Media postet. Die richtige Ansicht äussert. Die richtigen Witze macht. Und die richtigen drei Tweets likt.

6 — Argumente beim Anprangern brauchen Sie keine, und wenn, dann nur das eine: «Reechts!» Sollte die betroffene Person eine Debatte starten, gehen Sie auf keinen Fall darauf ein, sondern bedienen Sie sich des Strohmanns; kämpfen Sie gegen etwas, das die Person gar nicht gesagt hat. Beispiel: Wenn jemand äussert: «Ich mag nicht im Pflegewesen arbeiten», können Sie kritisieren: «Die Äusserung, er arbeite nicht gerne in frauendominierten Bereichen, ist total sexistisch.»

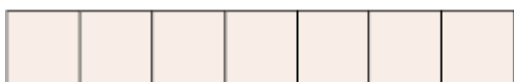
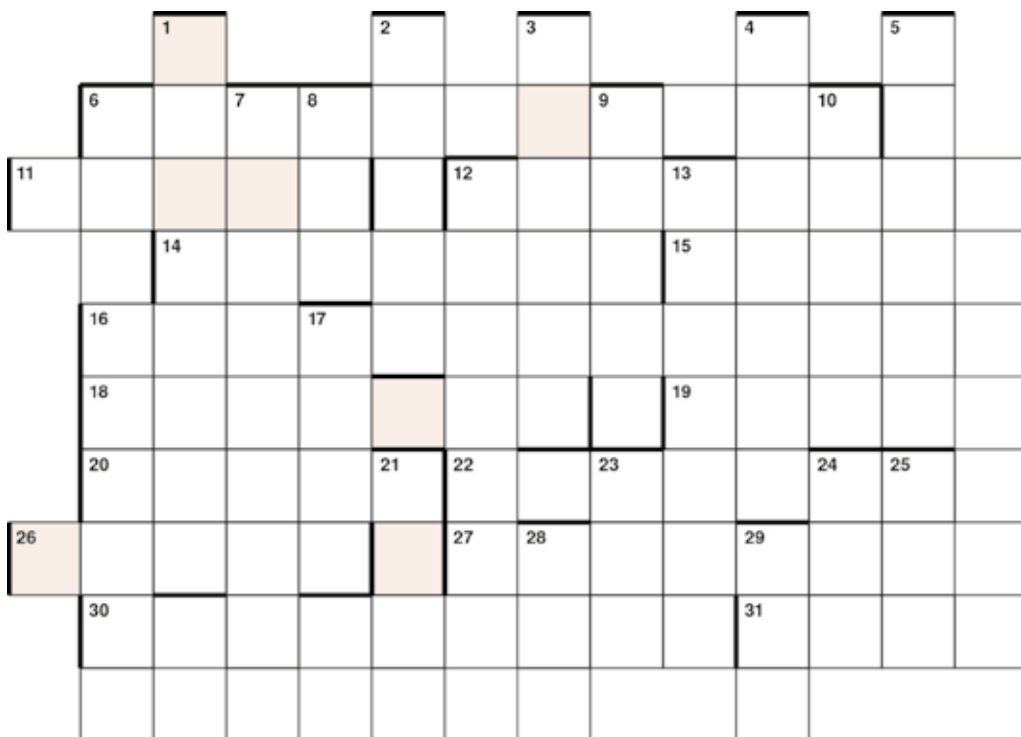
7 — Falls Sie journalistisch tätig sind, führen Sie täglich Umfragen zu sozialen Themen durch. Bekanntlich lehnt zwar die grosse Mehrheit der Leute die Gender-Sprache auch nach der 2145. Befragung ab. Wenn Sie aber jede Woche eine neue Umfrage lancieren, machen die Dumpfbacken das Kreuz irgendwann am falschen Ort.

8 — Interpretieren Sie immer das Schlimmstmögliche in jede Äusserung hinein. Damit beweisen Sie, dass die Absicht des Absenders überhaupt keine Rolle spielt. Denn letztlich wissen nur Sie, wie es tatsächlich gemeint war, und erklären es dann allen anderen. Zudem: Wenn Sie bei allem immer das Schlimmstmögliche annehmen, sind Ihnen die vielen Identitätsgruppen, die Sie in deren Namen beschützen, unendlich dankbar.

9 — Falls Sie in Deutschland leben, distanzieren Sie sich in jedem Kommentar von der AfD. Stimmen Sie in keinem Anliegen, auch nicht rein zufällig, mit diesen Leuten überein, sondern zeigen Sie mit Ihrer Haltung, dass Sie für das exakte Gegenteil stehen. Sie wollen für Ihren Einsatz ja Applaus von der richtigen Seite. Sollte also die AfD je für Klimaschutz eintreten, dann verbrennen Sie Reifen im Garten, schaffen sich ein grösseres Auto an und unterstützen Kohlekraftwerke – und posten Bilder davon auf Social Media.

10 — Falls Sie sich einmal schlecht fühlen: Sie tragen keine Verantwortung für Ihren Gefühlszustand. Schuld sind die anderen. Darum wird von einer Änderung des eigenen Verhaltens dringend abgeraten. Ihr einziges Ziel besteht darin, zu zeigen, wie *woke* Sie sind. Viel Erfolg!

Folgen Sie unserer Kolumnistin auf Twitter  
@TamaraWernli



**Lösungswort** — Bordell geschlossen!

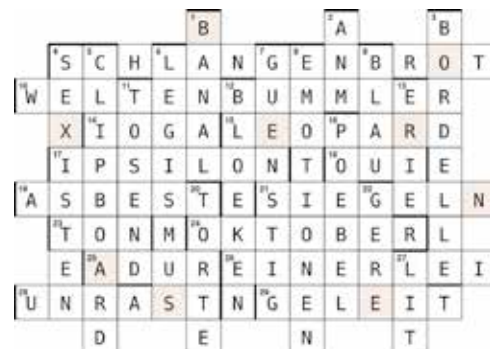
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — **6** Mhmm, ein köstliches Dessert? Von wegen! **11** Der Haken, der sich in verhaspelt verhaspelt hat. **12** Rückt mit Aser auf dem Rücken dem Schwarzwild auf die Schwarte. **14** Wird überall gesprochen, wo gesprochen wird. **15** Logisch natürlich und nur demjenigen vorgestellt, das sich der Umwelt gegenüber freundlich verhält. **16** Die klassische Version des Drohens mittels paradierender Panzer oder dröhnender Drohnen. **18** Im Schatten der Nacht hochgebrachter Wurzelmann, der angeblich zaubern kann. **19** Das selbsternannte super-intelligente Drogenopfer ist ein hipper Sektenhopper und Sprücheklopfer. **20** Passend wäre passend, aber eindeutig nicht unbedingt eindeutig. **22** Schützt sogar den Herrn Hase nicht vor einer Strafe. **26** Abschliessend kann man (auch dazu) sagen: Dabei verlor der Gewinner unter allen Verlierern. **27** Zeigt Selbstverliebten immer genau das, was sie sehen wollen. **30** Die Baeckeffebacker und Grumbeerekiechlekoher im Grossen Osten des nahen Westens. **31** Füttert den E-Bike-Fahrassistenten.

**Senkrecht** — **1** Ausschmückend ausführen oder eingehend einfärben. **2** Nicht selten kennt den Grund für dieses ewige Hin und Her schon lange keiner mehr. **3** Herrscht, wenn der Herr das Giessen vergisst. **4** Kleine Sünden alter Griechen bestrafte die Tochter der Nacht sofort. **5** Zum Beispiel Herr «Cara de Piña» aus Panama als er noch im Carita-Alter war. **6** Den blinden erkennt man nicht am weissen Stock, sondern am fehlenden Billet. **7** Das olfaktorische Talent riecht die Lunte schon bevor sie brennt. **8** And a one, and a two, and a three, and a four. **9** Klingt für uns wie eine Langhalslaute, wenn Santiago sagt, wie man dem sagt, wenn man sagt, was andere sagten. **10** Der Rehetsrov steht in his birthday suit vor uns. **12** Harte Schale, weicher Kern wie ein Hirn. **13** Sammelmappe und Superakte. **17** Altertümlicher Morgenländer Pauschalobergott. **21** Wasserspiegelrandland. **23** Die Frage nach Grade oder Lage ist zugleich hilfreich beim Ermitteln der Mittel. **24** Die ersten drei Siebtel der zweiten Teilung der Stunde. **25** Im Mittelklassehotel einquartierter nordamerikanischer Paarhufer. **28** Still! «UTC-8»-Zone. **29** Als komödiantischer Einschub verpackter humoristischer Einfall.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 679



**Waagrecht** — **4** SCHLANGENBROT **10** WELTENBUMMLER **14** IOGA **15** A LEOPARD doesn't change its spots (engl. sinn-gemäss: die Katze lässt das Mäusen nicht). **17** IPSILON: Y-Chromosomen **18** OUI: franz. ja **19** ASBEST **21** [SIEG]ELN **23** TON **24** OKTOBER **25** ADUR: Durtonart mit drei Kreuzen **26** EINERLEI **28** UNRAST **29** GELEIT

**Senkrecht** — **1** BANAL **2** ANM: kurz für Anmerkung **3** BORDELLE **4** SEXISTEN **5** CLIPBOARD **6** LEGISMUS **7** GUENSTIG: Anagramm von «genug ist» **8** EMOTIONEN **9** BLAU: Schlümpfe **11** TOSEND **12** BLOEKEN **13** ERIE(see): Anagramm von «Eier» **16** POEBEL **20** TORTE: Anagramm von «Rotte», «toter» und «Otter» **22** Richard GERE (Schauspieler) **27** LIT: franz. Bett

**Lösungswort** — **BOXERNASE**

# EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



# ROLEX

## SEA-DWELLER

Die Sea-Dweller wurde für Aquanauten entwickelt, die sich mehrere Wochen in Überdruckhabitaten unter Wasser aufhalten. Ausgestattet mit einem Heliumventil, leistet diese ultrasensitive Taucheruhr bis heute ihren Beitrag zur Erforschung der Hydrosphäre.

*#Perpetual*



OYSTER PERPETUAL SEA-DWELLER

# BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63  
beyer-ch.com